

KLASSISCHE WERKE DER HOMÖOPATHIE

10

KLEINE SCHRIFTEN ZUR HOMÖOPATHIE

von

Clemens Maria Franz von Bönninghausen

G.H.G. JAHR VERLAG · EUSKIRCHEN

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Clemens Maria Franz von Bönninghausen:
Kleine Schriften zur Homöopathie / Clemens Maria Franz von Bönninghausen.
– Euskirchen : G.H.G. Jahr, 1998
(Klassische Werke der Homöopathie ; 10)
ISBN 3-933581-10-9

© G.H.G. Jahr, Euskirchen 1998
This work, including all of its parts, is protected by copyright.
Any use beyond the limits of copyright law without the permission
of the publisher is forbidden and subject to penalty.
This applies particularly to reproductions, translations, microfilms
and storage and processing in electronic systems.
Printed on permanent/durable paper.
Printed in Germany.

ISBN 3-933581-10-9

Inhaltsverzeichnis

1. Homöopathische Heilungen	1
2. Über die kleinen Gaben der Homöopathie	16
3. Vortrag über homöopathische Heilung der Zahnschmerzen	25
4. Rüge	36
5. Beiträge zur Kenntniss der Wirkungen der Calcareo carbonica und des Causticum	38
6. Fehl- und Treff-Kuren	109
7. Triduum homoeopathicum	126
8. Drei Cautelen Hahnemann's	142
9. Hahnemanns Arzneigaben	164
10. Aus einem Briefe des Herrn Regierungs-Rath D. v. Bönninghausen in Münster an D. Stapf	169
11. Die Erfahrung und die Hochpotenzen	174
12. Über die Heilkraft der Thuja gegen Menschenblattern	181
13. Die Hochpotenzen	182
14. Briefliche Mittheilung des Herrn Reg.-Raths Dr. von Bönninghausen an Dr. Rummel	188
15. Idee eines Systema nosologicum	191
16. On the use of high attenuations in homoeopathic practice	194
17. Nervenfieber und Hochpotenzen	207
18. On the highest potencies capable of producing an exacerbation of the symptoms	218
19. Traumatische Beschwerden und Hochpotenzen	220
20. Über die Wirkungskdauer der Arzneien	231
21. Etwas über die wahre Ginsengwurzel	235
22. Über den relativen Werth der Symptome, nebst Einigem über Borax	241
23. Einiges über seltene Arten von Hustenauswurf	247
24. Etwas über den Keuchhusten	252
25. Aluminium metallicum	254
26. Tabes dorsualis und Aluminium metallicum	261
27. Le tabes dorsualis et le diabetes mellitus	268
28. Die vegetabilischen Alkaloide	273
29. Quelques mots sur le choix des médicaments	277
30. Quelques mots sur la dosologie	281
31. Explication qui m'est imposée	289

32. Die Wahl des Heilmittels	293
33. Le choléra	295
34. Die Vorzüge der Hochpotenzen	298
35. Ein Beitrag zur Beurtheilung des charakterist. Werths der Symptome .	305
36. Documents pour servir a l'histoire du choléra	319
37. Über die Philoposie	324
38. Die Jenichen'schen Hochpotenzen	329
39. Expériences faites contre les hautes dynamisations	335
40. Zur Würdigung der Hochpotenzen	343
41. Invasion d'une angine diphthérique	352
42. Einige Bemerkungen über Mittelwahl und Mittellehre	354
43. Die lange Wirkungsdauer	360
44. Mein Verfahren bei der häutigen Bräune	363
45. Die Thuja occidentalis als Zwischenmittel	365
46. Zur Anamnese der Sykosis	368
47. Über Bewegung und Ruhe	376
48. Das Krankenjournal	384
49. Thierheilungen und Hochpotenzen	401
50. Bönninghausens letzte Arbeit	406

1. Homöopathische Heilungen*

Fräulein A. v. D..., einige 30 Jahr alt, Blondine, von sehr lebhaftem Geiste und ausgezeichneten Anlagen, besonders für Musik und Dichtkunst, litt seit längerer Zeit an weiblichen Beschwerden, wozu sich seit mehreren Monaten Brustübel und Engbrüstigkeit gesellt hatten, welche sich während der allöopathischen Behandlung eines geschickten Arztes eher verschlimmerten als besserten. Im Frühjahr 1829 war der jüngste ihrer beiden Brüder an Schwindsucht gestorben; und weil sie in den letzten Wochen seines Lebens ihn beständig gepflegt hatte, war es nunmehr bei ihr zur fixen Idee geworden, dass auch sie von dieser Krankheit angesteckt, und durch den Umstand rettungslos verloren sei. In dieser Meinung wurde sie immer mehr bestärkt, dass alle bisher gereichten Arzneien, statt Besserung zu bringen, ihre Beschwerden erhöht hatten, und dass ihre Kräfte von Tag zu Tag mehr hinschwanden.

In den ersten Tagen des Monats August 1829 traf ich eines Abends zufällig mit ihrem Arzte bei ihr zusammen. Ich hatte bis zu diesem Augenblicke die Wohlthat der homöopathischen Heilmethode bloss an mir erprobt befunden, an Anderen aber noch keine Versuche gemacht. Dies veranlasste Jenen, der überdem mein Freund war, der Patientin, wie im Scherz, zu sagen, sie solle einmal bei der Homöopathie Hülfe suchen, und sich deshalb an nicht wenden, weil ich so grossen Werth auf diese Heilmethode lege. Die Kranke, durch Verwandtschafts- und Freundschaftsverhältnisse mit mir verbunden, ergriff diese Idee mit gewohnter Heftigkeit, und bat mich in allem Ernste, die Kur zu übernehmen, ohne meine anfänglichen ausweichenden Einreden, die ich wegen der anscheinend bedeutenden Gefährlichkeit dieses chronischen Übels mich zu machen gedrungen fühlte, gelten zu lassen. Endlich, nachdem der Hausarzt seine Einwilligung nun auch im Ernste erteilt, und die Versicherung gegeben hatte, dass eine Unterbrechung der bisherigen (allöopathischen) Behandlung um so weniger Nachtheil bringen könne, als Patientin die bisherigen Arzneien nicht mehr glaube vertragen zu können, so willigte ich endlich ein, und begann damit, alle Arzneigemische fortzuschaffen, und die Diät zu ordnen, um nach Verlauf einiger Tage ein sicheres Krankheitsbild aufnehmen zu können.

Dieses erste, sehr umständlich entworfene Krankheitsbild ist leider verloren gegangen, und nur aus dem Gedächtnisse, verbunden mit einer noch vorrätigen Note, kann ich anführen, dass die hervorragendsten Symptome bestanden in allgemeiner, sehr bedeutender Abmagerung, grosser Kraftlosigkeit, begränzter Röthe auf beiden, sehr eingefallenen Wangen, beständigen Stichen in der linken Seite mit Brustbeklemmung, wie von Zusammenschnürung des Brustkastens, hartem, zögerndem Stuhl, Appetitlosigkeit, grosser Neigung zum Liegen, Niedergeschlagenheit und Hoffnungslosigkeit an der Genesung, weil sie glaubte, von ihrem Bruder mit der Schwindsucht angesteckt zu sein. Gleichzeitig erfuhr ich, dass die Patientin in ihrer Jugend die Krätze gehabt hatte, welche, wie gewöhnlich, meistens durch äussere Mittel ver-

* Archiv für die homöopathische Heilkunde 10(1831), Heft 2, S. 86-104 und Heft 3, S. 85-96.

trieben, und wobei besonders der Schwefel in sogenannten rationellen¹ Gaben gemissbraucht war. Auch hatte sie vor einigen Jahren eine ungeweine Neigung zu Kalk gehabt, den sie täglich in ansehnlichen Mengen genossen, und wovon sie sich nur mit grosser Mühe und Entsagung habe entwöhnen können, indem man ihr statt desselben die für unschädlich gehaltene **Magnesia** zu verspeisen gab.

Offenbar konnte, wenn hier überhaupt noch Rettung möglich war, nur von antipisorischen Heilmitteln dauernde Hülfe erwartet werden. Indessen war es wünschenswerth, möglichst schnelle Linderung zu verschaffen, und dadurch die gesunkene Hoffnung der Leidenden wieder aufzurichten. Ausserdem war bei der grossen Angegriffenheit dieser ohnedem leicht erregbaren Dame mit grosser Vorsicht und mit sehr verkleinerten Gaben zu verfahren, um nicht durch neu erregte Beschwerden in der Erstwirkung der Heilmittel die Leiden derselben zu erhöhen.

Nachdem dies alles erwogen war, liess ich die Kranke am 3. September Abends an **Nux vomica** 00/x, als das zunächst anzuwendende Mittel, *riechen*, und war selbst eben so erstaunt, als die Kranke, dass schon nach Verlauf einer halben Stunde die Engbrüstigkeit sich sehr bedeutend vermindert und die Seitenstiche gänzlich verloren hatten. Die folgenden Tage nahm ihr besseres Befinden so sehr zu, dass sie am 8. d. M. bei einer Freundin zu Mittag speisen konnte, hier aber Gewürztes genoss, wonach am nämlichen Nachmittage die Seitenstiche sich wieder einstellten, aber auf nochmaliges Riechen auf **Nux** in gleicher Potenzierung fast augenblicklich wieder verschwanden.

Der höchst überraschende Erfolg dieser ersten Gabe, deren Wohlthätigkeit sich in den folgenden Tagen durch grössere Heiterkeit des Gemüths und erneuerte Hoffnung noch mehr bewährte, machte die Kranke willig, sich gänzlich den Vorschriften der Homöopathie gemäss zu halten, so dass ich es nun wagen durfte, ihr ein Antipso-rikum zu reichen. Dies geschah am 14. September, wo ich ihr **Lycopod.** 000/VIII gab, weil ich fürchtete, dass **Calcarea**, welches besser zu passen schien, aber früher gemissbraucht war, nachtheilig wirken musste.

Am 6ten Tage nach dem Einnehmen, trat eine sehr heftige homöopathische Verschlimmerung ein, zum Beweise, dass die Gabe zu stark war, und dauerte bis gegen Abend des 8ten Tages, wo die Besserung anfang sichtbar zu werden, und nun unaufhörlich so im Fortschreiten blieb, dass Patientin gegen Ende der dritten Woche Nachmittags ohne Beschwerden einen Spaziergang zu Fusse nach einem eine Viertel Meile entlegenen Gute machen konnte. Sie begab sich einige Tage darauf auf ein Landgut, um sich desto besser vor Störungen hüten zu können, wo die Besserung bis zum 6ten November fortwährend zunahm, nun aber einen deutlichen Stillstand machte.

Ihr Krankheitsbild gestaltete sich nun folgendermassen: Zuweilen Stiche im Kopfe. – Öftere Hitze und Röthe einer Wange, gewöhnlich der rechten. – Schielen. – Knacken der Kinnladen beim Essen. – Empfindlichkeit der Zähne gegen Wärme. – Wundheit des Gaumens. – Zuweilen Gefühl von Kitzel in der Kehle, wobei sich die Beklemmung und der häufige Reiz zum Aufstossen vermindert. Ein unaufhörlicher Drang zum Aufstossen, welches aber, wenn demselben nachgegeben wird, das Übel verschlimmert,

¹Über 100 Jahre wird man wahrscheinlich das Wort *rationell*, wie es jetzt von den Allöopathen gebraucht wird, von Rationen (z.B. leichte oder schwere Pferde-Rationen) ableiten.

so dass es unaufhörlich vor dem Halse liegt und den Athem benimmt. – Zuweilen Aufschwulken der genossenen Speisen, bald sauer, bald süsslich, bald geschmacklos.– Druck auf der Herzgrube und überall das unangenehme, überladene Gefühl von verdorbenem Magen. – Jücken auf der Herzgrube. – Zuweilen noch einzelne Seitenstiche, aber dann heftiger als sonst; zuweilen ein dumpfer Druck in der Seite. – Neigung zu Durchfall. – Abgang kleiner Madenwürmer. – Gefühl von beklemmendem Zusitzen in der Brust. – Beim Liegen auf dem Rücken, drückendes Gefühl, wie von einem schweren Gewichte auf der Brust, welches den Athem so erschwert, dass sie nur ganz leise und wenig athmen kann.– Grosse Neigung zum Dehnen und Strecken, wonach die Beklemmungen stets schlimmer werden. – Ein innerliches Zittern, wie wenn alle Eingeweide und auch Etwas in der Brust beständig gerüttelt würden, mit gewaltigem Froste verbunden. – Immerwährend die Beängstigung in der Brust. – Grosse Schwermuth, mit Furcht vor einer Gemüthskrankheit, Todesgedanken, Furcht nicht zu genesen und den Kopf voll Scenen von Todten und Särgen u.s.w.

Wenn man hierbei erwägt, dass die Kranke schon gebessert war und sichtlich an Fleisch und Kräften zugenommen hatte, so lässt sich ermessen, wie tief die Psora eingewurzelt, und wie sehr lebensgefährlich ihre Krankheit war, die mit solchen drohenden Symptomen auftrat.

Nach genauer Vergleichung dieses Krankheitsbildes mit den Symptomen der antipsorischen Heilmittel, entsprach keins dem ganzen Komplexe besser, als **Calcarea**. Indessen war, wegen des oben schon erwähnten Missbrauches, den die Patientin mit Kalk getrieben, zu befürchten, dass er entweder gar keine oder gar üble Wirkung hervorbringen werde. Ich sendete ihr daher am 8. November **Calc.** 0000/VIII, und zugleich ein Gläschen mit Kamphergeist, um sofort die Wirkung aufzuheben, wenn es sich zeigen sollte, dass das Mittel unrichtig gewählt sei. Diese letztere Bedenklichkeit war indessen überflüssig; denn schon einige Tage nach dem Einnehmen dieser Gabe war eine geringe homöopathische Verschlimmerung eingetreten, worauf eine von Tag zu Tage fortschreitende Besserung folgte. Merkwürdig war mir dabei besonders, was ich später oft zu beobachten Gelegenheit hatte, dass sich nach und nach allerlei Beschwerden, woran Patientin in frühern Jahren gelitten, die aber seitdem nicht wieder erschienen waren, auf kurze Zeit und in geringerem Masse wieder einstellten, gleichsam um nun für immer Abschied zu nehmen.

Am 18. Dezember besuchte ich die Kranke auf ihrem Landsitze, und freute mich sehr, ihre Besserung so sehr augenfällig fortgeschritten zu finden, obwohl sie selbst bemerkte, dass nach ihrer Meinung das letzte Mittel seit einigen Tagen ausgewirkt haben müsse. Ich nahm daher ihren Befindenzustand von Neuem auf, und fand nun folgende Krankheits-Symptome:

Zihschmerz in der Stirn, jedesmal mit Angegriffenheit der Lungen. – Schielen. – Doppelsehen. – Das Weisse im Auge mit rothen Äderchen durchzogen. – Fortwährende Empfindlichkeit der Zähne gegen Wärme. – Plötzlich entstehender, aber bald vorübergehender bitterer Geschmack im Munde. – Gefühl im Schlunde, als sei das Zäpfchen verlängert. – Leeres Aufstossen, mit stetem Drange dazu, welches den Athem benimmt. – Nach Ziehen in den Hüften und aufgeregter Stimmung, ein leises Zusammenschrecken durch den ganzen Körper, anfangs nicht unangenehm,

dann aber allmählig bis zur Schmerzhaftigkeit sich steigernd; die Tage darauf ein brennendes Gefühl im Schlunde und Gefühl von verdorbenem Magen. – Schwarze Schweisslöcher an Nase und Stirn. – Fetter, schmieriger Schweiss. – Brenngefühl in der Speiseröhre, nach dem Essen gebessert. – Spannender Leibschmerz mit Rückenweh. – Rheumatischer Schmerz im linken Arme. – Zuweilen kleine Ausschlagsblüthen auf den Wangen. – Grosser Appetit auf ungekochtes Obst. – Wein erhöht die Beschwerden. – Zitteriges Gefühl in den Händen, selten auch im linken Beine. – Brennen in den Handtellern. – Nach Aufgeregtsein, Kriebeln in den Händen und Fingern. – Gereiztheit des Gemüths.

Von den bisher ausgeprüften antipsorischen Heilmitteln schien mir **Phosphor** am meisten diesen Symptomen zu entsprechen, und ich reichte daher am 20. Dezember **Phosphor** 00/x, welcher so wohlthätig wirkte, dass sie 14 Tage darauf, wo sie hier in M...war, das Erstaunen aller ihrer Bekannten erregte, welche sie in dem frühern beklagenswerthen Zustande gesehen hatten.

Die am 20. Dezember gereichte Gabe **Phosphor** wirkte heilbringend bis gegen die Mitte des Monats Februar 1830, wo sich der Gesundheitszustand so geändert hatte, dass alle gefährlich scheinenden Symptome verschwunden waren, und nun abermals **Lycopodium** passte, welches ich am 15. dieses Monats in der kleinsten Gabe reichte. Auch dieses Mittel entsprach den Erwartungen und brachte die Kranke ihrer völligen Herstellung immer näher, bis am 22. März auf dem Landhause, wo sie wohnte, ein Ereigniss statt fand, welches sehr störend eingriff. Man hatte dort nämlich gegen Ratten und Mäuse Gift gelegt (aller Wahrscheinlichkeit nach und den erregten Symptomen gemäss: **Nux vomica**), – wovon etwas zwischen die Speisen gerathen sein mochte, so dass Alle im Hause mehr oder weniger nach dem Essen Wirkung von Vergiftung spürten, welches übrigens glücklicher Weise keine traurigen Folgen verursachte. Jedenfalls war nun die Gabe **Lycopodium** aufgehoben, und ich reichte jetzt **Mur. magnesiae** 00/VI, welche ohne beschwerende Erstwirkung bis zu den ersten Tagen des Monats Mai heilbringend zu wirken fortfuhr. Am 8. Mai gab ich **Bryonia** 1/VIII, und demnächst am 24. Julius **Silicea** 0/X, nach deren verflorbenen Wirkungsdauer sämmtliche Symptome von Krankheit so verschwunden waren, dass ich sie als geheilt entlassen konnte. Seit Anfangs September ist sie zum Besuch bei ihren Verwandten in Bonn, wo sie bis jetzt durch kein weiteres Unwohlsein gestört ist, und, überzeugt von der Unheilbarkeit ihrer Krankheit durch die Allöopathie, bei jeder Gelegenheit der Homöopathie ihr gebührendes Recht wiederfahren lässt.

Wenn diese Heilungsgeschichte für den Homöopathen auch nichts Belehrendes enthält, so ist sie meinem Gedächtnisse doch stets werth und theuer durch die Rettung einer geschätzten Anverwandtin von ungewöhnlichen Talenten, welche ohnedem wohl sicher ihrem Bruder gefolgt wäre, und giebt den Beweis, dass es zur Ausübung dieser wohlthätigen Heilkunst vorzugsweise eines sorgfältigen Erwägens aller Krankheitserscheinungen und einer treuen Befolgung der Lehren des grossen Begründers dieser göttlichen Wissenschaft bedarf.

Frau R., 27 Jahr alt, von zarter Konstitution und mildem, weinerlichem Gemüthe, litt an einer ganz eigenthümlichen Art von periodischen Krämpfen, welche sich bisher durch keinerlei Arznei weder verändern noch bessern liessen. Als sie am 4. Februar

1830 bei mir Hülfe suchte, beschrieb sie mir ihren Zustand folgendermassen: Ohne gerade heftige Schmerzen zu leiden, habe sie fast beständig das Gefühl in den Gliedern, als ob etwas Lebendiges darin herumziehe. Alle 14 Tage aber stelle sich in Folge dessen ein Krampf in den Armen ein, wodurch die Oberarme und die im Ellbogengelenke steif angezogenen und dadurch aufgerichteten Unterarme fest an die Brust gedrückt, die Hände geballt, und der Nagel des gebogenen Daumens mit solcher Gewalt auf die Mitte des hintersten Gliedes des Zeigefingers aufgedrückt werde, dass er durch die Haut bis auf den Knochen durchdringe. Dieser Zustand dauere 3 Tage und 3 Nächte ununterbrochen fort, und erst am 4ten Tage begönnen die gespannten Muskeln allmählig nachzulassen, und nach und nach den freien Gebrauch der in der ersten Zeit jedoch sehr schmerzhaften Arme zu gestatten, bis nach Verlauf von jedesmal 14 Tagen dieser Zustand wieder einträte. In der Zwischenzeit sei ihr sonst wohl, nur leide sie zuweilen an Ausschlag.

In der Überzeugung, dass auch hier das Übel der vielgestaltigen Psora angehöre, reichte ich ihr sogleich **Spiritus Vini sulphuratus** 00/X, worauf sie einige Tage nachher einen, jedoch viel gelindern und nur wenige Stunden dauernden Anfall bekam.

Ende dieses Monats hatte sie das Unglück, eines ihrer Kinder, ich weiss nicht an welcher Krankheit, zu verlieren, und ungeachtet der dadurch veranlassten Gemüthserschütterung, erschien doch der Anfall nicht wieder, sondern sie fühlte nur am 4. März ein lähmiges Ziehen in den Obergliedern, am meisten in den Fingern, wovon sie mir am 4. dieses Monats sofort Nachricht gab.

Ich reichte darauf **Calc.** 000/X, welche diese Beschwerden bald hob, ihr Gemüth sehr aufheiterte und auch ihrem etwas kränklich aussehenden Äussern ein besseres Ansehen gab. Jedoch zeigte sich bis zum 10. April ein ziemlich heftiges Reissen im Rücken, besonders Nachts, welches durch **Lycop.** 00/VIII binnen wenigen Tagen getilgt wurde, so dass ferner nichts Krankhaftes mehr zu finden war, und ich sie als geheilt entlassen konnte.

Den ganzen Sommer hindurch blieb sie nun frei von allen Beschwerden, bis sie am 17. Sept. wieder meine Hülfe in Anspruch nahm, wegen schmerzhafter Harnverhaltung, welche durch **Conium** 00/X schnell beseitigt wurde.

Ich glaube nun zwar nicht, dass durch die genannten vier Heilmittel die ganze Psora in ihr ausgelöscht ist; aber es hat sich bis jetzt noch nichts Krankhaftes wieder gezeigt, da sie mich seitdem mehrere Male mit ihrem Töchterchen besucht hat, welches ich vom Kopfgrind und scrofulösen Augenbeschwerden ebenfalls homöopathisch geheilt habe.

Die im Folgenden erzählte Besserung eines jungen Mannes, der indessen noch nicht völlig hergestellt ist, und auch wohl schwerlich jemals seine völlige Gesundheit wieder erlangen kann, hat in hiesiger Stadt so grosses Aufsehen gemacht und mich selbst so sehr überrascht, dass ich mich gedrungen fühle, die Geschichte hier mitzutheilen.

J. R., dermalen ungefähr 23 Jahr alt, hatte in seiner Jugend die Krätze, welche nach der leider auch jetzt noch beliebten Methode weggeschmiert wurde. Vor 5-6 Jahren stellte sich Engbrüstigkeit, und vorzüglich ein Husten ein, der bei einer

zunehmenden Körperschwäche von Zeit zu Zeit heftiger wurde, endlich mit einem aashaft riechenden und schmeckenden Auswurf verbunden, wogegen allöopathische Arzneien nichts vermochten. Bis zum 17. Januar 1830, wo er mit grosser Mühe und Anstrengung sich bis zu meinem Hause schleppte, hatte das Übel eine fürchterliche Höhe erreicht, und Jedermann, Ärzte sowohl als Laien, sahen fast stündlich der Auflösung des Kranken entgegen. Ich selbst konnte keine Hoffnung haben, ihn zu retten; aber es war doch auch nicht möglich, dem Verzweifelnden nun auch noch die letzte Hoffnung zu rauben. Nachdem er sich eine geraume Zeit ausgeruhet, und wieder Athem gewonnen hatte, zu reden, ergab sich aus seiner Erzählung folgendes Krankheitsbild:

Blutdrang nach dem Kopfe mit grosser Düsseligkeit. – Zuweilen einige Ausschlagsblüthen im Gesichte. – Jücken an und in den Augen, und beständig wie ein grauer Nebel vor denselben. – Zischen in den Ohren. – Beim Husten jedesmal fauliger Geruch in der Nase, wie von verfaultem Fleische. – Im Munde, ebenfalls beim Husten, und schon vor dem Auswurfe, fauliger, aashafter Geschmack. Saures Aufstossen. – Saures Aufschwulken der genossenen Speisen. – Beständiger Druck in der Herzgrube. – Häufiges und heftiges Niesen, ohne Schnupfen. – Husten bei jeder Bewegung, am stärksten beim Treppensteigen und Bücken, meistens mit Schmerzen in der rechten Brustseite, als sässe dort ein Geschwür. – Ungeheure Kurzathmigkeit bei jeder Bewegung. – Der Hustenauswurf sehr stark und heftig aashaft riechend, aus Eiter, Blut und knotigen Stücken, wie verwesete Lunge, bestehend, welche letztere beim Zerdrücken den stärksten Aasgestank an sich haben. Patient selbst wird davon jedesmal bis zum Erbrechen übel, und der unerträgliche Gestank, welcher das ganze Haus durchzieht, lässt sich nur schwer durch Lüften und Räuchern vertreiben. – Wenn, wie es dem Patienten scheint, jedesmal das Geschwür in der rechten Brust reif ist, lindert sich der Schmerz und der Auswurf wird stärker. – Die Spitzen sämmtlicher Finger sind sehr bedeutend geschwollen und glänzend roth, mit stark gebogenen Nägeln. – Nach dem Essen und Abends zeitig schläfrig. – Gemüth höchst ärgerlich und verdriesslich.

Da er schon seit mehreren Tagen keine Arznei genommen hatte, so reichte ich ihm eine Gabe **Spiritus Vini sulphuratus**, um diese Morgen früh zu nehmen, und gab ihm Anleitung hinsichtlich der nöthigen Diät.

Am 24. Januar war er wieder bei mir, und erzählte, dass er am ersten, noch mehr am zweiten Tage nach dem genommenen Pülverchen eine ganz ungeweine Schläfrigkeit verspürt habe, eine Erscheinung, welche ich nach dieser Arznei sehr häufig bemerkt habe, und sich sonst immer als ein gutes Zeichen erwies. Der Auswurf war noch sehr stinkend und eher vermehrt als vermindert. Auch zeigte sich seit zwei Tagen Ausschlag mit heftigem Jücken, welcher ebenfalls eine Gutes verheissende Erscheinung zu sein pflegt. Indessen wurde bis 30. Januar eine wohl zu kühne Hoffnung nicht erfüllt, sondern die Schmerzen in der Brust blieben eben so heftig als vorher, der Auswurf verlor weder an seiner Stärke noch an seinem überaus stinkenden Geruche, der Ausschlag verschwand bald wieder, und die Schwäche schien von Tag zu Tage zuzunehmen. Ich fand mich daher genöthigt, ein anderes Heilmittel zu wählen, und um den drohendsten Symptomen möglichst schnell zu begegnen, entschied ich mich

für **Stannum** Nr. 4., wovon ich einen sehr kleinen Theil eines Grans mit Milchzucker verabreichte.

Dieses Mittel entsprach in der That meinen Erwartungen, und tilgte schon nach 24 Stunden mehrere Beschwerden, ohne auf den ekelhaften Auswurf Einfluss zu äussern. Doch schon am 6. Februar wurde es durch einen Diätfehler aufgehoben, so dass am 7ten fast alle Beschwerden wieder vorhanden waren, und meine kaum entstandene Hoffnung, das Leben des Patienten zu fristen, – denn an eigentliche Heilung wagte ich nicht zu denken, – wieder sank.

Nach sorgfältiger Erwägung des ganzen Krankheitsbildes, welches im Wesentlichen noch nicht geändert war, reichte ich an dem letzterwähnten Tage **Silicea** 00/X. Darauf erfolgte keine merkliche Verschlimmerung in der Erstwirkung, wohl aber nach Verlauf weniger Tage sehr ansehnliche Besserung, so dass fast alle Symptome sich verminderten, das Jücken an den Augen aber, der Nebelflor vor denselben, das saure Aufstossen und Aufschwulken des Genossenen und die Schläfrigkeit sich gänzlich verloren. Nur der übelriechende, braune, mit Eiter gemischte Auswurf war bis zum 21. März, wo die übrige Besserung einen offenbaren Stillstand machte, nur etwas vermindert, aber sonst ungeändert, und eben so war an den dick geschwollenen und rothen Fingerspitzen keine Besserung bemerkbar. Die von dem Patienten selbst bemerkte Ärgerlichkeit hatte ihn veranlasst, an diesem Tage sich wieder zu melden.

Eine genaue Erwägung der Symptome, die indessen von nun an nicht mehr umständlich aufgeschrieben wurden, leitete die Wahl auf **Calcarea**, wovon ich die, wie der Erfolg zeigte, viel zu grosse Gabe von 00000/VI gab. Denn bis gegen den 15. April war die Wirkung dieses kräftigen Antipsorikums so heftig, dass der Patient, wie er mir später selbst erzählte, mehrere Tage, während ich selbst verreiset war, ganz trostlos und verzweifelt gewesen sei. Insbesondere hatte sich während dieser Erstwirkung der Schmerz in der Brust, der widerliche, faulig-eiterige Auswurf und die Tagesschläfrigkeit bedeutend vermehrt. Nun aber begann eine täglich fortschreitende Besserung, wobei der Brustschmerz und der Auswurf gänzlich verschwanden, die Fingerspitzen dünner und blasser wurden, und die Kräfte so zunahmen, dass er in der zweiten Hälfte des Monats Mai eines Tages ohne grosse Anstrengung eine Fussreise von einigen Stunden Weges zurücklegen konnte.

Am 25. Mai, wahrscheinlich doch auch wohl zum Theil in Folge der erwähnten Fussreise, oder einer andern Aufregung, schien die Wirkung der **Calcarea** beendet, die sonst in ähnlichen Fällen und in geringeren Gaben oftmals viel länger wirkt. Ich gab daher an diesem Tage **Kali carb.** 00/X in der Absicht, etwa vorhandene Knoten in den Lungen aufzulösen, ohne im Drange vielfältiger Geschäfte die vorhandenen Symptome genau verglichen zu haben, bloss gestützt auf dasjenige, was Hofr. *Hahnemann* in der Vorrede zu diesem Heilmittel (im vierten Bande seines Werks über die chronischen Krankheiten) gesagt hatte. Aber dieser, – ich gestehe es gern, – sträfliche Leichtsinne entging seinem verdienten Lohne nicht, und als ich nach einer bald darauf angetretenen Dienstreise gegen Ende des Monats Junius wieder zurückkehrte, hatte ich doppelt Ursache, diesen Fehler zu bereuen, weil sich das Übel wieder sehr verschlimmert hatte, und der Unschuldige für den Schuldigen büssen musste.

Ich suchte nun sofort mein Versehen wieder gut zu machen, verglich sorgfältig die

Symptome, und reichte am 30. Junius, als das nunmehr sicher passendste Heilmittel, **Carbo veg.** 0/X, welche auch so wohlthätigen Einfluss hatte, dass der bisher bettlägerig gewordene Patient mir am 5ten dieses Monats schon persönlich über seine Besserung Nachricht geben konnte.

Bis zum 7. September blieb die Besserung nach dieser Gabe Kohle in beständigem Fortschreiten. Nun aber hatte das Mittel Alles geleistet, wozu es überhaupt im Stande war, und der Patient ein so blühendes Ansehen gewonnen, dass Jeder, der ihn gekannt, darüber erstaunt war, und Einer der hiesigen Ärzte grossentheils durch diesen glänzenden Erfolg bewogen wurde, sich ebenfalls der Homöopathie zuzuwenden. An diesem Tage reichte ich nun **Sepia** 0/X, welches nach sehr mässiger Erstwirkung die Besserung fortsetzte, bis gegen Ende dieses Monats, vermuthlich durch eine starke Erkältung veranlasst, den Kranken plötzlich starke Seitenstiche befielen und ihn abermals aufs Krankenbette warfen. Ich reichte sogleich **Bryonia** 0/X den Symptomen gemäss; aber ungeachtet des für den gegenwärtigen Fall passendsten Heilmittels, und der kleinen Gabe, war doch das Übel, wahrscheinlich wegen der Komplikation mit der Psora, so hartnäckig, dass es nicht sobald weichen wollte, als es gewöhnlich bei dieser kräftigen Arznei in akuten Fällen zu geschehen pflegt, und der Kranke glaubte, dass es nun mit ihm zu Ende gehe. In dieser hoffnungslosen Lage gab er einen Beweis von Dankbarkeit gegen meine bisherigen Bemühungen, welcher mich innig gerührt hat, und den ich nicht verschweigen darf. Im Gefühle seiner herannahenden Auflösung nämlich war er darauf bedacht, zu verhindern, dass sein unvermeidlich scheinender Tod ein nachtheiliges Licht auf mich und meine Behandlung werfen möchte, und liess den oben erwähnten, ebenfalls der Homöopathie geneigten Arzt zu sich bitten, welcher vernünftig genug war, bloss ein reines Milchzucker-Pülverchen zu reichen, und warme Tücher auf die leidende Seite zu legen, ohne die von mir gereichte Arznei zu stören. Es zeigte sich auch bald nachher durch Verschwindung der drohenden Symptome, dass so und nicht anders verfahren werden musste, und eine von mir am 13. Oktober gereichte Gabe **Nux vom.** 0/X brachte den Kranken in wenigen Tagen wieder auf den Punkt, wo er vor diesem Zwischenübel gestanden hatte.

Dieses letztere Mittel schien überhaupt sehr gut zu wirken, weshalb ich bis zum 30. Oktober anstand, ihm das nun völlig angemessene **Kali carb.** 0/X zu reichen, welches jetzt auch, nachdem es passend gewählt war, meinen Erwartungen entsprach, und sich so wohlthätig zeigte, dass erst am 7. Januar 1831, wegen leise sich anmeldenden Stichen in der rechten Brustseite, **Natr. mur.** 0/X, ebenfalls jetzt mit dem glücklichsten Erfolge, gegeben werden musste.

Obschon der Kranke noch nicht als ganz geheilt entlassen ist, so ist bereits längst alle Gefahr für sein Leben verschwunden, und die völlige Genesung scheint sehr nahe.

Frau Gastwirthin K..., hier in M..., ungefähr 30 Jahr alt, übrigens kräftiger, aber etwas pfligmatischer Konstitution, litt seit mehr als einem Jahre an einem täglich, gewöhnlich mehrmals wiederkehrenden Schluchzen ganz eigenthümlicher und entsetzender Art, wogegen sie bereits bei mehrern allöopathischen Ärzten, aber vergeblich, Hülfe gesucht hatte.

Im Februar 1830 kam sie in Begleitung ihres Vaters zu mir, klagte ihre Leiden und bat mich dringend um Hülfe, weil sie sich jetzt in gesegneten Umständen befände,

und ihr Leiden dadurch in mehrfacher Beziehung gefährlicher und beschwerlicher geworden sei. Aus der Beschreibung, welche die Leidende von diesen Anfällen machte, ging hervor, dass es kein gewöhnliches Schluchzen sei, was noch mehr bestätigt wurde durch die Erzählung, dass sie einmal bei dem Regimentsarzt Dr. W... einen solchen Anfall von Schluchzen bekommen, und dieser voll Verlegenheit in der Stube umhergehend gerufen habe; „Mein Gott! was ist das? – was ist das? – die Frau stirbt!“ – u. dgl. Aber von besondern Erscheinungen dabei, die zur Wahl des passendsten Heilmittels führen konnten, war nichts aufzufinden, und ich erfuhr nur, dass stets in Absätzen wiederholte Erstickungsanfälle wegen Krampf im Halse damit verbunden seien, und dass jede Gemüthsbewegung, besonders Schreck, augenblicklich diesen Anfall hervorrufe, der dann in der Regel etwa eine Viertel Stunde anhalte. Um hier mit einiger Sicherheit wählen zu können, da mehrere Arzneien etwas Ähnliches in ihren Symptomen enthielten, that ich mehrere allgemeine Fragen über die Individualität der Patientin, wonach das milde, nachgiebige Gemüth, die Durstlosigkeit, die Neigung zu durchfälligem Stuhle, und das häufigere Erscheinen der Anfälle des Abends oder Nachts, und zwar in der warmen Stube, mich zur Wahl der **Pulsatilla** bestimmten. Schon hatte ich mich zu meinem Arzneischränke begeben, das Heilmittel zu holen, als plötzlich der Anfall erschien, der wirklich alles übertraf, was ich jemals Fürchterliches von Schluchzen gehört hatte, und mich bald einsehen liess, wie unheimlich es einem Arzte sein müsse, mit einer solchen Kranken allein zu sein, die nach 15–20 lauten, entsetzlichen Stößen jedesmal den heftigsten Krampf in Hals und Brust bekam, und plötzlich erstickt zu werden schien, wo dann, wenn die im Gesichte grässlich ausgedrückte Angst den höchsten Grad erreicht hatte, wie mit gewaltsamer Anstrengung das erschütternde Schluchzen mit ungeschwächter Heftigkeit wieder begann, bis nach Verlauf von einer starken Viertel-Stunde, der Anfall von selbst allmählig aufhörte, und die Kranke nun ganz erschöpft da lag.

Inzwischen war während dieser Zeit nichts vorgekommen, was einem andern Heilmittel den Vorzug hätte geben können, und ich reichte daher beim Weggehen **Pulsatilla** IV 1 Tropfen, um, unter Beobachtung der nöthigen Diät, diese Gabe am folgenden Morgen zu nehmen. Der Erfolg übertraf jede Erwartung, denn der Anfall kehrte bis zur heutigen Stunde nicht wieder, selbst da nicht, als in der zweiten Nacht nach dem Einnehmen die Kranke wegen Feuerlärm sich heftig erschreckte, und ihr erster Gedanke dabei war, dass nun sicher ihr altes Leiden wieder beginnen würde.

Am 30. Januar 1830 war ich Abends zu Besuche bei der Familie v. W..., wo auch die Schwester des Hauses, Freifrau v. H..., Besitzerin eines Landgutes bei A...n, gegenwärtig war. Diese erzählte, dass vor Kurzem dort eine Dienstmagd von einem tollen Hunde gebissen, und in Folge dessen bei ihr die Wasserscheu wirklich ausgebrochen sei. Auf meine Entgegnung, dass dessen ungeachtet noch Rettung möglich und es wenigstens Menschenpflicht sei, den Versuch zu machen, weil hier noch kein Beispiel bekannt geworden, dass eine bereits ausgebrochene Hydrophobie auf allöopathischem Wege geheilt wäre, bat sie mich um die erforderlichen Arzneien, und erbot sich selbst, diese an den dortigen, sehr verständigen Pfarrer am nächsten Morgen abzusenden, damit dabei nichts versehen werde.

Bei der völligen Unwissenheit über den Zustand der Kranken und die Art, wie die

Wasserscheu in diesem individuellen Falle sich gestaltete, wie auch über die wahrscheinlich bereits in allöopathischen Rationen gereichten Arzneien, war es für mich durchaus unmöglich, unter den drei hier konkurrierenden Mitteln, **Belladonna**, **Hyosciamus** und **Stramonium** (denn die Canthariden waren damals noch nicht ausgeprüft) eine Wahl zu treffen. Es blieb daher nichts übrig, als von jedem derselben eine homöopathische Gabe in einem Milchzuckerpülverchen zu übersenden, und eine Übersicht des am meisten Charakteristischen für jedes dieser Mittel beizulegen, damit der gebildete Pfarrer im Stande sei, das am besten passende wählen zu können. Die Pülverchen waren mit Nummern bezeichnet, und Nr. 1. enthielt **Belladonna** VIII 1. gtt., Nr. 2. **Hyosciamus** VI 1 gtt. und Nr. 3. **Stramonium** III 1 gtt., und wurden mit meiner Anlage und einem Schreiben der Freifrau v. H... früh am andern Morgen abgeschickt.

Unterm 1. Februar antwortete der Pfarrer, nachdem er der Freifrau v. H... vorab seinen Dank abgestattet hatte, wörtlich Folgendes:

„Ich erhielt die Pülverchen gestern Mittag, und ging gleich nach dem Gottesdienste hin, um davon Gebrauch zu machen. Es wurde mir schwer zu entscheiden, welches von den drei Mitteln am vortheilhaftesten angewendet werden könnte, weil die in der Instruktion angegebenen Anzeigen nur wenig auf den Zustand der Patientin passten. Ich entschloss mich, weil die Patientin schon die **Belladonna** gebraucht hatte, zum Pulver Nr. 2. Wie ich aber da kam, traf ich gerade den Hrn. Chir. M..., der gemeinschaftlich mit dem Kreisphysikus Hrn. Prof. S... die Kranke behandelte. Dieser sagte mir, die Kranke leide *nicht mehr* an der Wasserscheu; ihre jetzige Krankheit sei nur Erschlaffung, Folge der heftigen Konvulsionen, die sie vorher gehabt, und sie werde wieder hergestellt werden.“ –

Aus diesen Worten glaube ich mich berechtigt, den Schluss zu ziehen, dass der Kreisphysikus die Krankheit selbst für Wasserscheu erkannt hat, und dass in Folge des Gebrauchs der hier homöopathisch passenden Belladonna die Wasserscheusymptome wenigstens zum Theil gewichen waren.

„Ich trug daher,“ fährt der Hr. Pfarrer in seinem Schreiben fort,“ besonders weil Hr. M..., dem ich sagte, dass ich ein Arkanum gegen die Wasserscheu erhalten hätte, wünschte, dass dies einstweilen verschoben würde, Bedenken, das Pulver ihr zu reichen, besonders da aller Gebrauch anderer Arznei dabei untersagt war. Heute Morgen wurde ich nun gebeten, *eilendst zu der Kranken zu kommen, weil sie, dem Tode nahe*, mich noch zu sprechen wünsche. Ich eilte hin, und fand sie sehr elend. *Sie konnte nicht sprechen*, lag beständig in *Zuckungen* und *Krämpfen*, wobei ihr der *Schaum vor dem Munde stand*. Sie hatte aber noch Besinnung, welches sie durch Zeichen bei Fragen zu erkennen gab. Nach etwa einer halben Stunde wurde sie wieder ruhig, und nach einer kurzen Ohnmacht erholte sie sich wieder, und konnte mit Hülfe der Aufwärter wieder aufrecht sitzen. *Da habe ich ihr das Pulver Nr. 2. gegeben*, welches sie auch mittelst eines Löffels, trocken, recht gut genommen, und nach Vorschrift im Munde hat schmelzen lassen. Ich gab darauf der Wärterin die nöthigen Instruktionen, blieb noch wohl eine Stunde bei ihr, worin sie noch viel und deutlich sprach, und *wieder in dem Zustande war, worin sie die vorigen Tage gewesen war*. Über die Wirkung des Pulvers kann ich also noch jetzt nichts sagen, ich fürchte aber, dass der Körper der

Kranken schon zu sehr zerrüttet ist, als dass noch Hoffnung für sie wäre.“ –

Soweit die eigenen Worte des Hrn. Pfarrers, dessen Schreiben ich zufällig aufbewahrt habe, und, indem ich jedem Sachkundigen und unpartheiischen Beurtheiler überlasse, Noten zu diesem Tert zu machen, beschränke ich mich darauf, das Wesentlichere dieses Schreiben durch gesperrte Schrift auszuzeichnen.

Was ich aus der Aussage der Genesenen mehrere Wochen nachher in Gegenwart des Hrn. Geheimenraths Freiherrn v. K... aufgeschrieben habe, besteht nun in Folgendem:

Louise Klusemann, gebürtig aus H... bei J...g (als Dienstmagd wohnend auf M... Hofe bei A...n), 21 Jahr alt, ging am 19. Januar 1830 Abends ungefähr 8 Uhr zum Brunnen, um Wasser zu schöpfen. Sie bemerkte hier auf dem Schnee einen fremden Hund, welcher nicht weit von ihr in Johannistraubensträuchern beschäftigt war, sobald er ihrer aber ansichtig wurde, auf sie lossprang und sie wüthend anfiel. Er packte sie zuerst an Schürze, Rock und Halstuch, welche sich später befeuert fanden, und wie sie selben mit den Händen abzuwehren suchte, wurde sie in der linken Hand gebissen. Es waren an derselben noch die Narben von drei verletzten Stellen sichtbar, nämlich eine ziemlich grosse am äussern Rande des Handtellers unterhalb des kleinen Fingers, eine zweite, wie eine Schramme, an dem kleinen Finger selbst, und die dritte an der Spitze des Ringfingers derselben Hand. Heftiger als die beiden ersten, schmerzte die letzte Wunde, und die Gebissene suchte sich, nach der Gewohnheit vieler Menschen dieser Klasse, bedachtlos durch Aussaugen derselben Linderung zu verschaffen. – (Der Hund soll am folgenden Tage von einem 1/4 Meile von da wohnenden königl. Förster erschossen worden sein.)

Schon um 10 Uhr desselben Abends ward ein in der Nähe wohnender Chirurg M... herbeigeholt, welcher die Wunden, wie sie sagte, mit Pulver ausbrannte und Verband anlegte, wobei Patientin in Ohnmacht fiel, aber sie in den folgenden Tagen nicht zur Eiterung bringen konnte. Am 4ten Tage darauf erhielt sie auch Arznei zum innerlichen Gebrauche.

Bereits am 23sten fühlte die Gebissene ein gewisses Spannen im Halfe, welches sich am folgenden Tage, Sonntag, vermehrte, und, besonders beim Essen, Schmerzen im Schlunde verursachte. (Es scheint, dass das oben erwähnte Aussaugen der Wunde den Ausbruch der Krankheit beschleunigt hat.)

In der Nacht vom Sonntage auf den Montag (vom 24. auf den 25. Januar) erwachte die Gebissene ungefähr um die Mitternachtsstunde mit grosser Angst in der Brust und Gefühl von Hitze in der Stirn, welches in weniger als einer halben Stunde sich wieder verlor, und sie ruhig wieder einschlief.

Der erste eigentliche Ausbruch der Wasserscheu erfolgte am Montage Morgen (25. Januar), ungefähr um 8 Uhr, wo Patientin vor dem Spiegel ihre Haube aufsetzen wollte. Der Glanz des Spiegels erregte sogleich ein Gefühl von Hitze und Brennen in den Augen, mit vielen Sternen und Flackerlichtern vor denselben, und Hitze in der Stirn, mit Gefühle, als wenn sie ruckweise fortgestossen würde. Gleichzeitig war damit eine fürchterliche Angst in der Brust, starkes Herzklopfen und profuser Schweiß über den ganzen Körper verbunden.

Der zweite Anfall erschien gegen 9 Uhr desselben Morgens, ungefähr eine Stunde

nach dem ersten, indem sie Wasser in einen Kessel giessen wollte, und war schon bedeutend stärker, aber übrigens von ganz ähnlichen Empfindungen begleitet.

Im dritten Anfalle, welcher dem zweiten bald folgte, biss sie eine Arbeitsfrau, die zu ihrer Assistenz gerufen war, in die Kleider, worauf sogleich mehr Hülfe herbeigeschafft wurde.

Von nun an kehrten die Wuthanfälle in kurzen Zwischenräumen wieder, und währten jedesmal von einer halben bis zur einer ganzen Stunde. Jeder derselben wurde zuerst angekündigt durch Angstgefühl in der Brust und Herzklopfen. Dann zog es aus der Brust in den Nacken, und von da in den Kopf, wo alsdann eine fürchterliche Hitze entstand, verbunden mit dem Gefühl, als sollte der Hirnschädel gesprengt werden. Noch jetzt grauset der Patientin vor der Erinnerung jenes Gesühls von Angst und Hitze, wobei ihr jedesmal das Gesicht verging, welches sich gleich besserte, sobald die Hitze im Kopfe nachliess. In diesen Augenblicken des Leidens empfand sie einen unwiderstehlichen Drang zu beißen und mit den Zähnen zu zerreißen, und zerbiss und zerriss sich selbst die Kleider am Leibe. Nachdem ihr dieses unmöglich gemacht war, zerbiss sie sich ihre eigene Zunge, wovon noch jetzt die Male sichtbar waren; weshalb man später, um dies zu verhüten, beim Anfange des Paroxysmus, Handschuh, Holz oder dergleichen in den Mund schob. Die Zähne selbst wurden während dieser Anfälle so locker, dass selbe, wie sie sich ausdrückte, vor dem Munde hingen; ein oberer Schneidezahn, der nächste am linken Augenzahne, ging dabei verloren. Von jetzt an hat sie keine Nahrung mehr zu sich genommen, indem ihr das Schlingen so erschwert war, dass sie 10 bis 12 mal ansetzen musste, um einen Löffel Arznei herunterzubringen, und dabei die heftigsten Schmerzen litt. Die Zunge schwoll von Tage zu Tage mehr an, wie auch der Hals, so wohl innerlich als äusserlich. Daher war in den letzten Tagen die Luftröhre ihrem eignen Gefühle nach so verengert, dass kaum ein feiner Bindfaden durch die Öffnung hätte gebracht werden können, und dass das Athemholen zuletzt mit der grössten Anstrengung verbunden war. Die Sprache wurde schon nach einigen Tagen undeutlich und unverständlich, verlor sich aber in den letzten 24 Stunden vor der homöopathischen Gabe völlig. Das Gedächtniss war bedeutend geschwächt. Beim Anblick von glänzenden Dingen oder Licht wurden die Augen roth, mit Funken und Feuerstrahlen vor denselben und ungeheueren Stichen und Hitze in der Stirn. Auch behauptete sie endlich, in den letzten 3 Tagen nicht mehr haben schlafen zu können.

Wenn es wahr ist, was die Patientin gleichzeitig versicherte, dass nämlich der Kreisphysikus **Dr. S.**... viermal persönlich da gewesen sei, ihr selbst Arzneien verordnet, und Vorkehrungen mit langen ledernen Armhandschuhen getroffen habe, damit die Aufwärter nicht verletzt werden könnten; wenn es ferner wahr ist, dass er selbst die Anwesenden gewarnt, sich in Acht zu nehmen, die Krankheit für Wasserscheu erklärt und versichert hat, wie Patientin selbst gehört haben will, sie wäre bis Mittwochen gewiss todt: so passt dies nicht gut zu der spätern Aussage desselben, worin er ihre damalige Krankheit für etwas anders als Wasserscheu hielt, und zwar aus dem Grunde, *weil sie sonst nicht hätte wieder besser werden können.* (!!!)

Die Patientin versicherte, ihres Bewusstseins noch völlig mächtig gewesen zu sein, als am Montage (den 1. Februar) der Pfarrer ihr das Pülverchen gegeben, und dabei

mit dem Löffelstiele die Zähne von einander habe bringen müssen, weil sie selbst dazu nicht im Stande gewesen wäre.

Schon bald darauf, als das Pülverchen geschmolzen sei, habe sie Linderung gespürt, und seie bald auch wieder ihrer Sprache mächtig geworden, welche sie seit bereits 24 Stunden verlassen gehabt hätte. Die Besserung sei nun von Augenblick zu Augenblick sichtlich fortgeschritten, bis sie in einen tiefen, erquickenden Schlaf, den ersten seit 3 Tagen, gefallen, der ihrer Meinung nach über 3 Stunden gewährt, und woraus sie ganz ungemein erleichtert erwacht sei. Nun aber habe sich sogleich ein unauslöschlicher Durst eingestellt, mit wahrlich unmässig vielem Trinken, und zugleich mit einem ihr selbst jetzt unbegreiflichen Wohlbehagen am Trinken. In dem Augenblicke, wo sie mir dieses letztere erzählte, leuchteten noch in der Erinnerung ihre Augen vor Freuden, und sie fügte auf näheres Befragen noch hinzu, dass es nicht wie ein gewöhnlicher, heftiger Durst allein gewesen sei, der zum beständigen Trinken getrieben, sondern auch eine innere Sehnsucht nach Flüssigem, gleichviel welchem, verbunden mit dem frohen Gefühl der dadurch unfehlbar bestätigten Genesung von einer so furchtbaren Krankheit. Indessen seien bis zum dritten Tage nach der homöopathischen Arznei die Augen noch empfindlich geblieben gegen Glänzendes, besonders gegen Spiegel, welches immer, jedoch später immer weniger, Brennen in den Augen und Hitze im Kopfe erzeugte, bis nach 3 Tagen auch diese Beschwerden völlig verschwunden seien.

Nachdem diese Krankheit überstanden war, bekam Patientin eine Woche später schmerzhaft Beschwerden im Unterleibe, welches sie für ein Geschwür gehalten, und wovon der Kreisphysikus behauptet haben soll, *dass es eine Folge zu grosser Arzneigaben gewesen sei.* (Vergleiche die Symptome von Belladonna in der reinen Arzneimittellehre 1r Band.) Anfangs Mai, wo sie zum zweiten Male mich hier in M.. besuchte, litt sie an einem harnäckigen, täglichen Wechselfieber, dessen psorische Natur unverkennbar war, und daher von allöopathischen Fiebermitteln nicht geheilt, sondern nur mit grosser Mühe unterdrückt werden konnte. Seit dieser Zeit habe ich die L. K., die später nach ihrer Heimath zurückgekehrt ist, nicht wieder gesehen, die überhaupt nur die einzige oben erwähnte Gabe **Hyosciamus** von mir erhalten hat.

Dies ist die einfache Erzählung einer Thatsache, deren besondere Umstände ich gern an Ort und Stelle noch näher ausgeforscht, und mit der Aussage der Patientin verglichen hätte, wenn es irgend meine beschränkte Zeit hätte gestatten wollen, und die in der ganzen Umgebung grösseres Aufsehen erregte, als sie verdiente, weil meiner Überzeugung nach die Homöopathie hier nichts that, als den Fehler wieder gut zu machen, den die Allöopathie durch ihre übermässigen (rationellen!) Gaben angerichtet hatte. Freilich wird kein Sachkundiger läugnen, dass die Kranke ohne homöopathische Hilfe rettungslos dem Tode verfallen wäre, aber nicht mehr an der natürlichen, sondern an der an ihre Stelle getretenen künstlichen Belladonna-Wasserscheu gestorben wäre. Deshalb wirkte auch das hier ächt homöopathische Antidot, der **Hyosciamus**, so schnell, weit schneller, als er bei einer natürlichen Hydrophobie würde gewirkt haben, wenn sie schon eine solche furchtbare Höhe erreicht hätte.

Mit Fleiss unterdrücke ich hier mancherlei Anmerkungen, die sich wohl von selbst aufdringen, so wie einige mir später erzählte Bemühungen neidischer und böswilliger

Menschen, die Sache zu verdrehen und zu verdunkeln, worunter selbst Einer so gewissenlos gewesen ist, zu verbreiten, das rettende Pülverchen stamme aus dem Jahre 1814 von einem russischen Arzte, und es sei sehr zu bedauern, dass man den sich so hülfreich erwiesenen Inhalt nicht vorher chemisch untersucht hätte. Unwillkürlich muss dem Freunde der Wahrheit bei solchen unwürdigen Umtrieben einfallen, was der unsterbliche Begründer der Homöopathie in der Anmerkung zum §. 267. des Organons (vierte Auflage) über die Versicherung des Buchholz im Taschenb. für Scheidek. und Apoth. (Weimar 1815, Abth. I. VI.) rügend erwähnt, zu gleicher Zeit aber die Armen bemitleiden, welche zu solchen Mitteln greifen müssen, um ihr leckes Boot flott zu erhalten.

(Vielleicht ist auch noch folgende Heilung einer Art **Prosopalgia** dadurch interessant, dass ein sonst nicht gewöhnliches Mittel sowie **Nux**, **Belladonna**, **Bry.** oder **Spiegel.** dagegen half, und füge sie, den Raum zu füllen, hier noch bei.)

Der Freiherr W. v. K..., Husarenoffizier, etwa 25 Jahr alt, von robuster Konstitution und blühender Gesichtsfarbe, litt bereits seit geraumer Zeit an einem eigenthümlichen, klammartigen und sehr empfindlichen Gesichtsschmerz, der halbseitig, anfangs an der rechten, jetzt aber an der *linken Seite* seinen Sitz hatte, und ihn täglich 6 bis 8 Mal, besonders beim Eintritt in die warme Stube, nach langem Kommandiren und nach warmen Essen befiel. Er äusserte sich als ein krampfartig betäubender Druck, welcher auf dem linken Jochbeine entstand, und sich von da nach oben in Auge und Schläfe, und nach unten im Ohr, Zähne, Hals und Schulter verbreitete. Sonstige charakteristische Symptome waren nicht aufzufinden, als nur zuweilen drückender Schmerz im Hinterhaupte, plötzlich entstehende und schnell wieder verschwindende Seitenstiche, und auf der Brust zuweilen ein Gefühl, wie Ameisenlaufen.

Diesem Leiden schien unter den ausgeprüften am meisten **Mezereum** zu entsprechen, und ich reichte daher am 19. Dezember 1829 in einem Milchzucker-Pülverchen einen Tropfen dieser Arznei in der billionfachen Potenzirung, um es am folgenden Morgen nüchtern zu nehmen.

Am 23. Dezember Abends erzählte er mir, dass er am Montage (21. Dezember) von Morgens früh an bis Abends gegen 10 Uhr ununterbrochen seinen Gesichtsschmerz gehabt, aber auf mein Wort, dass solche Verschlimmerung – (die hier der übergrossen Gabe wegen indessen viel zu heftig war) – Gutes bedeute, geduldig ausgehalten habe. Die Nacht darauf habe er sehr gut geschlafen, und seitdem nicht wieder verspürt.

Tags darauf ritt er bei der ungewöhnlich starken damals herrschenden Kälte zu seinen 5 Meilen von hier entfernt wohnenden Eltern aufs Land, wobei ihm beständig ein schneidender Wind in das Gesicht blies, und kehrte am 27. Dezember bei gleich grimmigem Frostwetter hierher zurück, ohne etwas von seinem alten Leiden gespürt zu haben. Indessen währte nach solchen Exzessen die Freude, die er mir bei seiner Rückkehr Abends noch bezeugte, nicht lange, denn schon in derselben Nacht, gegen halb 12 Uhr, stellte sich dieser Gesichtsschmerz wieder ein, und dauerte ununterbrochen fort, bis gegen Mittag des folgenden Tages, wo sein Schwager, Graf G..., mir davon Nachricht brachte, eine kleine Gabe **Chamomilla** sogleich das Übel beseitigte. Weil jedoch das letztgenannte Mittel hier nicht im Stande war, eine gründliche Heilung zu

bewirken, und in der That nach 8 Tagen wieder einige leise Erinnerungen im Jochbein entstanden, ohne jedoch zum Ausbruch zu kommen, so reichte ich noch einmal **Mezereum** 00/VI, welches ohne merkliche Erstwirkung das ganze Übel ausrottete, so dass bis jetzt, ein volles Jahr nachher, keine Spur wieder davon erschienen ist.

2. Über die kleinen Gaben der Homöopathie*

Unter allen Einwüfen, welche die Gegner der homöopathischen Heillehre, freilich nur **a priori**, gegen die Verfahrungsart derselben vorgebracht und welche sie hauptsächlich benutzt haben, um den Laien abwendig zu machen, steht wohl ohne Zweifel die *Kleinheit der homöopathischen Gaben* oben an. Man ist es einmal so in der Welt gewohnt, alles nach Maass und Gewicht zu beurtheilen, weil dieses den grob-materiellen Begriffen entspricht, und das: *wenig schadet wenig!* ist dermassen überall, selbst wo es gar nicht passt, zum Sprichworte geworden, dass man kaum auf die Frage kömmt, ob dem auch wohl wirklich immer so sei? Von der ersten Jugend an sind wir daran gewohnt, zu sehen, wie darnach verfahren wird; und gar zu häufig sieht man täglich, wie selbst die Gebildetsten des Volkes *Arzneikraft* mit der *Nahrungskraft* unserer täglichen Speisen in eine Linie stellen, um daraus sich und andere zu überzeugen, dass sämmtliche Homöopathen – *Narren* sind.

Wenn diese nun ihrer tausendfältigen Erfahrung zufolge Grund genug haben, alle jene sophistischen Erklärungen und Meinungen für irrig zu halten, und täglich wiederholten *Thatsachen* mehr Glauben zu schenken, als ihren eigenen materiellen Ansichten: so dürfte es beinahe überflüssig scheinen, eine Erscheinung näher zu erörtern und zu beleuchten, wovon sich Jedermann, wenn er ohne vorgefasstes Urtheil nur den Versuch macht, so leicht überzeugen kann.

Indessen ist der Standpunct, von welchem die allerdings höchst werkwürdige, früher niemals geahnte, und erst durch die sorgfältigsten Beobachtungen der Homöopathie entdeckte Eigenthümlichkeit der *Arzneikraft*, durch die Verdünnungen nur bedingungsweise an intensiver Wirksamkeit zu verlieren, angesehen werden muss, so verschoben und so durchaus falsch und unrichtig, dass es wohl angemessen erscheinen dürfte, der Sache ihr rechtes Licht zu geben; – und diese Erörterung haben wir zum Gegenstande unseres heutigen Vortrags gemacht.

Zuvörderst wird es angemessen sein, kürzlich die Verfahrungsweise der Homöopathen bei diesen Verdünnungen mitzutheilen.

Die Pflanzen, welche zu diesem Behufe angewendet werden, liefern entweder durch den Saft, den man im frischen Zustande aus denselben auspresst, und, um die Gährung zu verhindern, sogleich mit eben so viel reinem Weingeiste vermischt, oder durch ein mit Weingeist in der Kälte gemachtes Extract, eine sogenannte *starke Tinctur*, welche ohne ohne weitere Vorbereitung zu den ferneren Verdünnungen anwendbar ist. Mit den anderen Arzneisubstanzen, zum Beispiel den Metallen und Erden, welche sich in dieser Gestalt im Weingeiste nicht auflösen, muss eine Verreibung vorhergehen, um sie dazu geschickt zu machen. Zu dem Ende wird zuerst von dem möglichst fein zerkleinerten rohen Stoffe *ein Gran* mit 99 Gran Milchzucker eine ganze Stunde lang ununterbrochen in einer porzellanenen Reibeschale gerieben. Diese Masse wird mit No. 1. bezeichnet. Ein Gran davon ebenfalls mit 99 Gran Milchzucker eine volle Stunde gerieben, giebt die Potenz No. 2, und wird dies gleicher Weise mit

*Zeitung der homöopathischen Heilkunde 4(1832), Heft 14, S. 105-112 und Heft 15, S. 113-120.

einem Gran von No. 2. und 99 Gran Milchzucker nochmals wiederholt, so hat man die Potenz No. 3. oder die Millionverdünnung.

Von hier ab geschieht die fernere Potenzirung überall mit reinem Weingeiste, nur mit der Ausnahme, dass man zu den Verreibungen das erstmal gewässerten Weingeist nehmen muss, weil sich sonst der Milchzucker nicht auflöst. Man nimmt nämlich so viele Gläser, als man Verdünnungen zu machen beabsichtigt, und thut, nachdem sie bezeichnet sind, in jedes derselben 99 Tropfen Weingeist. Dann giebt man in das erste zwei Tropfen der starken Tinctur (weil hier schon die Hälfte Weingeist ist), oder einen Gran der Millionverreibung, und schüttelt es mit einem paar kräftigen Armschlägen. Hieraus wird nun ein Tropfen eben so in das zweite, aus dem zweiten in das dritte Gläschen, nach jedesmaligem Umschütteln, und so weiter bis zum letzten Gläschen behutsam eingetröpfelt. Der Bruch wird dadurch jedesmal um 100 oder zwei Nullen grösser, und es ist mathematisch klar, dass das dreissigste Gläschen, welches 60 Nullen giebt, genau die Decillion-Verdünnung enthält, obwohl man dazu kaum 3000 Tropfen Weingeist gebraucht hat.

Die Entdeckung des homöopathischen Heilprinzips: **similia similibus!** so wie die anfängliche Anwendung desselben in Heilung von Krankheiten, war ganz unabhängig von der jetzt üblichen Kleinheit der homöopathischen Arzneigaben. Hofrath *Hahnemann*, nachdem er in Folge Versuchs an sich selbst und den Seinigen die arzneilichen Wirkungen, zuerst der Chinarinde, dann mehrerer anderer Heilmittel erkannt hatte, und diese nun in Anwendung brachte, hatte anfänglich wohl noch keine Ahnung davon, dass die Gabe, um ohne sonstige Beschwerden Heilung hervorzubringen, verkleinert werden müsse, sondern reichte anfangs die gewöhnlichen, wiewohl nicht Brownianischen Dosen. Obgleich hierdurch allerdings das Ziel erreicht wurde, die Gesundheit wieder herzustellen: so gewahrte er doch gleichzeitig, dass während der Dauer der Erstwirkung dieser Arzneien mannigfaltige Nebenbeschwerden aufgeregt wurden, welche er, nachdem er die reinen Wirkungen derselben durch Versuche an Gesunden erforscht hatte, sogleich für das ansehen musste, was sie wirklich waren, nämlich für eine zwar vorübergehende, aber doch oft den Kranken sehr belästigende, zuweilen selbst gefährliche künstliche Arzneikrankheit. Es war demnach der Versuch zu machen, ob nicht durch Verkleinerung der bisher üblichen Dosen der Zweck erreicht werden könnte, ohne jene Arzneibelästigungen. Er reichte daher geringere Gaben, die immer mehr verkleinert wurden, so lange noch in der Erstwirkung NebenSymptome der Arznei sichtbar wurden, und die Heilung nicht ausblieb. Dieser Weg der Versuche und Erfahrungen war freilich lang und mühsam, aber sicher, und man kann daraus abnehmen, welche Zeit darüber hingehen musste, bis er bei manchen Arzneien die Decillion-Potenzirung, und den kleinsten Theil davon, als die passendste Gabe erkannte. Nur Schrittweise konnte er zu dieser wichtigen Erkenntniss gelangen, und noch fortwährend ist es eine der wichtigsten Aufgaben der Homöopathen, bei jedem neu ausgeprüften Heilmittel durch allmählig fortgesetzte Versuche den Grad der Verdünnung zu finden, welcher am vollständigsten dem Zwecke entspricht: schnelle, sanfte und dauerhafte Heilung zu bewirken. Daher ist es seine Hauptklage, dass man alle seine redlich mitgetheilten Erfahrungen für Nichts achtet. „Was würden sie gewagt haben,“ – sagt er in der Vorrede zu seinem Werke über die chronischen

Krankheiten, – „wenn sie meinen Angaben gleich anfänglich gefolgt „und gerade diese kleinen Gaben zuerst in Gebrauch gezogen hätten? Konnte ihnen da etwas Schlimmeres begegnen, als dass „diese Gaben nicht halfen? schaden konnten sie doch nicht! Aber bei ihrer unverständigen Anwendung grosser Gaben zu homöopathischem Gebrauche wiederholten sie, in der That, nur abermals den für die Kranken so gefährvollen Umweg zur Wahrheit, den ich schon, um ihnen denselben zu ersparen, mit Zittern, aber glücklich zurückgelegt hatte, und mussten, nach Anrichtung manches Unheils und nach vergeudeter schöner Lebenszeit, doch endlich, wenn sie wirklich heilen wollten, an dem „einzig richtigen Ziele anlangen, was ich ihnen treulich und offen und mit Gründen längst zuvor schon dargelegt hatte.“

Mit welcher Umsicht und Sorgfalt der ehrwürdige Begründer der Homöopathie bei diesen Nachforschungen zu Werke ging, ergiebt sich aus sehr vielen Stellen seiner zahlreichen Schriften, wovon wir nur dasjenige vergleichen wollen, was er darüber in der Vorrede zur **Thuja occidentalis** (im V. Bande der R. A. M. L.) sagt: – „Da der Feigwarzen-Tripper eine „von den wenigen festständigen, miasmatischen Krankheiten ist, so konnte ich die Grade von Kräftigkeit der höhern und höhern „Verdünnungen des Lebensbaum-Saftes am gewisesten ausprobieren. Da fand ich denn, dass selbst die höhern Verdünnungen, z.B. die decillionfache oder wohl gar die vigesillionfache „Verdünnung (wozu 60 Verdünnungsgläschen, jedes zu 100“ Tropfen, gehören), wenn jedes Verdünnungsglas 10 und mehrere Male geschüttelt worden war, nicht etwa schwächer an Kraft, „als die minder verdünnten, oder, des ungeheuer niedrigen „arithmetischen Bruches wegen, wohl gar zur völligen Kraftlosigkeit, zum *Nichts* herabgesunken – nein! im Gegentheil, „an Lebensbaum-arzneilicher Wirkung eher stärker und stärker „geworden waren. – Die Entdeckung – fährt er dann in „der Note fort – dass die rohen Arzneisubstanzen durch Reiben oder Schütteln mit unarzneilichen Dingen, ihre Arzneikraft „immer mehr entfalten und in desto grösserem Umfange, je weiter, länger und mit je mehr Stärke dieses Reiben oder Schütteln mit unarzneilichen Substanzen fortgesetzt wird, so dass allermaterielle Stoff derselben sich nach und nach in lauter arzneilichen Geist aufzulösen und zu verwandeln scheint: – diese, vor mir unerhörte Entdeckung ist von unaussprechlichem Werthe, und so unläugbar, dass die Zweifler, welche aus Unkenntniss der unerschöpflichen Natur in den homöopathischen Verdünnungen nichts als mechanische Zertheilung und Verkleinerung bis zum *Nichts* (also Vernichtung ihrer Arzneikraft) vermuthen, verstummen müssen, sobald sie die Erfahrung fragen.“

Es verlohnt sich wohl der Mühe, nachzuspüren, ob dasselbe bei den übrigen Mitteln gefunden ist, welche gegen chronische, niemals durch die sorgsamste und geregelteste Lebensweise und durch die robusteste Lebenskraft auszulöschende Krankheiten als specifisch heilsam sich erwiesen haben. Schlagen wir in dieser Absicht den ersten Band der R. A. M. L. auf, worin die Symptome des gegen die Syphilis specifischen Quecksilbers verzeichnet stehen, so stossen wir auf eine überraschende Thatsache. In der zweiten Ausgabe nämlich, vom Jahre 1822, giebt Hofrath *Hahnemann* (S. 357) die Entwicklung nur bis zur Quadrillion an, und sagt, dass von dieser Quadrillion-Verdünnung *ein Gran*, ja selbst ein kleiner Theil eines Grans, gewöhnlich in einer einzigen Gabe zur völligen Heilung hinreiche, wenn die Syphilis mit keiner anderen

chronischen Krankheit complicirt sei, und man der Gabe 14 Tage Zeit lasse, ihre Wirkung zu vollführen. In der *dritten*, im Jahre 1830 erschienenen Auflage desselben Werkes (S. 351), wo also in dem Zeitraume von 8 Jahren neue Erfahrungen gewonnen und die Wissenschaft fortgeschritten war, geht derselbe Verfasser mit den Verdünnungen weit höher, nämlich bis zur decillionfachen Kraftentwicklung, und lehrt mit Bestimmtheit, dass *ein* mit dieser Flüssigkeit befeuchtetes, *kleinstes Streukügelchen* (wovon 300 einen Gran wiegen), die für alle geeigneten Fälle hinreichende Gabe dieses so sehr arzneilichen Metalles sei. – Es ist gar kein Grund abzusehen, welcher wohl den, für seine, mit vielfältiger Mühe und Aufopferung verknüpften, und beharrlich fortgesetzten Forschungen nur mit Hohn und Spott verfolgten ehrwürdigen Greis, bereits dem Grabe nahe, bewogen haben könnte, seine angeblich unwahren Behauptungen und Lehren nun gar bis zu diesem Extreme zu treiben, und es wäre mehr als Kühnheit, eine solche Unwahrheit, wenn sie es wäre, als Thatsache anzugeben, wovon die Erfahrung so leicht das Gegentheil nachweisen könnte. Wahrlich, wofern man auch, wie oft in der That der Schein ist, den grössten Theil der Homöopathen für Betrüger, und nur allein sämmtliche Allöopathen für gewissenhafte, redliche Männer halten wollte, so würde man sich doch höchlich darüber wundern müssen, dass bis jetzt noch keiner von Ersteren zurückgekehrt und das Falsche und der Erfahrung Widersprechende der Hahnemannschen Lehren der betrogenen Welt aufgedeckt hätte.

Wir müssen auf diesem Wege, Schritt vor Schritt der Geschichte der Homöopathie folgend, endlich auch noch die Behandlung und Heilung der chronischpsorischen Leiden aufsuchen, worunter ein so überaus grosser Theil der Menschheit seufzet, und wovon bisher nur so äusserst wenige, als wäre es wirklich nur durch blossen Zufall geschehen, *völlig* geheilt wurden. Die Entdeckung der eigenthümlichen Natur dieser, so höchst mannichfaltigen Krankheiten, welche der wahrhaft verdienstvolle Greis im Jahre 1828 seinen undankbaren Landsleuten mittheilte, setzte einerseits die Krone auf alle seine vielen früheren Entdeckungen und Lehren, und bestätigt anderseits aufs Neue die Richtigkeit seiner Angaben von der Wirksamkeit der hohen Arznei-Verdünnungen. Ausser dem sehr bemerkenswerthen Umstande, dass bei

fast allen hier aufgeführten, meistens viele Wochen lang wirkenden Arzneimitteln die passendste Gabe zu einem oder zwei mit der Decillionverdünnung befeuchteten Streukügelchen angegeben wird, begegnen wir hier noch zweien hierher gehörigen, aus der Erfahrung geschöpften Thatsachen, welche auf eine höchst überraschende Weise die früheren Wahrnehmungen über die Verdünnungen bestätigen, erläutern und vervollständigen.

Erstens rechnen wir hierher die im 4ten Bande bei **Kali** und beim Kochsalze erwähnte und nachgewiesene Erfahrung, dass selbst die höchste Verdünnung, in der Gabe von etwa dem funfzigsten Theile eines Tropfens, die Kraft besitzt, selbst am gesunden menschlichen Körper Befindens-Veränderungen hervorzubringen. S. 210 wird nämlich in der Note angegeben, dass sämmtliche mit der Chiffre des Regierungsrathes Freiherrn von *Gersdorf* beglaubigten Symptome des hier abgehandelten **Kali carbonicum** nach wenigen, Mohnsamen grossen, mit der decillionfachen Kraft-Entwicklung des **Kali** befeuchteten Streukügelchen, ein Paar Mal, nach 3–4 Zwischentagen wiederholt, bei einem kräftigen Manne erfolgt seien. Die solchergestalt

gefundenen und hier unter diesem Zeichen vorkommenden Symptome von **Kali** betragen nicht weniger als 234, sämmtlich sehr deutlich und bestimmt ausgesprochen. Eben dasselbe gilt von den 145 Symptomen des Kochsalzes, welche Hofrath *Hahnemann*, wie er daselbst S. 276 sagt, dem Herrn **Dr. Schreter** in Ungarn verdankt, und welche dieser Arzt erhalten hat durch Prüfungen, an zum Theil sehr robusten, gesunden Personen veranstaltet, bei zwei- und dreimaligem Einnehmen von 6 feinsten Streukügelchen, mit der decillionfachen Kraftentwicklung des Kochsalzes befeuchtet. Diese Thatsachen sind nicht nur an und für sich durchaus glaubwürdig, weil beide Männer in dem Rufe der strengsten Wahrheitsliebe stehen, sondern werden es dadurch noch mehr, und zeigen, dass hierbei keine Täuschung obgewaltet habe, weil gerade diese beiden Mittel, nach der Ähnlichkeit *dieser* Symptome gereicht, *nie-* *mals* bisher ihre Wirkung versagten, was bei anderen Mitteln, deren Erstwirkungs-Symptome oft durch Auszüge aus allöopathischen Schriftstellern vermehrt sind, wohl unterweilen der Fall ist. Auch fügt Hofrath *Hahnemann* in der ersterwähnten Note noch hinzu, dass er diesen Erfahrungen gemäss in den neuesten Zeiten zu Arznei-Prüfungen nur die höchsten Potenzirungen als hierzu die dienlichsten fand.

Die *zweite*, hier der Welt vorgelegte Thatsache ist noch weit überraschender. Sie besteht darin, dass viele Substanzen, die im rohen Zustande durchaus keine krankhaften Symptome zu erregen fähig sind, in den höheren Graden der Verdünnungen eine gewaltige Kraft zeigen, und meistens von der Art, dass sie ungemein intensiv und langdauernd wirken, und daher hauptsächlich nur bei langwierigen (chronischen) Krankheiten ihre Anwendung finden. In dieser Hinsicht nennen wir z.B. die *Thonerde*, den kohlsauren *Kalk*, die *Holz-* und *Thierkohle*, das *Reissblei*, den *Bärlappsamen* (der als ganz unwirksam geachtet auf alle Pillen gestreut ist), das gewöhnliche *Küchensalz*, den *Sepiensaft* (dessen sich bisher blos die Maler bedienten), und die *Kieselerde*. Keiner einzigen von diesen Substanzen kann man im rohen Zustande eine eigentliche Arzneikraft und am wenigstens eine solche zuschreiben, welche kräftig und anhaltend genug ist, ein wahres chronisches Siechthum auszulöschen. „Giebt es demnach“ – sagt *Hahnemann* bei Gelegenheit des Kochsalzes – „irgend einen, auch dem Schwachsichtigsten einleuchtenden Beweis, dass die der Homöopathik eigene Zubereitung der Arzneisubstanzen gleichsam eine neue Welt von Kräften, die in der Natur bisher verschlossen lagen, an den Tag bringt: so ist es gewiss die Umschaffung des in rohem Zustande indifferenten Kochsalzes zu einer heroischen und gewaltigen Arznei, die man nach dieser Zubereitung Kranken nur mit grosser Behutsamkeit reichen darf. Welche unglaubliche und doch thatsächliche Umwandlung! – eine anscheinend neue Schöpfung!“ – Eben so sagt derselbe Verfasser in der Vorrede zur Kieselerde, die er ein grosses Geschenk vom Geber alles Guten nennt, dass sie erst bei der Sextillion-Verdünnung anfangs, brauchbar zu werden, doch dieses auch nur für leichtere Fälle, in hohem Grade entwickelter Psora man aber nicht sicher handele, eine niedrigere, als die Decillion-Verdünnung, anzuwenden. In solcher Kraft-Entwicklung sei sie eine der heilsamsten und unentbehrlichen antipsorischen Arzneien. – Derartige, auch bei den übrigen genannten Mitteln vorkommende Vorschriften und Kautelen haben sich sämmtlich, ohne Ausnahme, so sehr bewährt, dass ihnen die tausendfältigen Erfahrungen der 400 bis 500 jetzt bereits in der Welt verbreiteten Homöopathen überall

nur das Zeugniß der Wahrheit ertheilen konnten.

Man sollte doch meinen, dass da, wo lediglich von Erfahrungssachen die Rede ist, und nur die Erfahrung allein eine gültige Stimme zur Entscheidung haben kann, solcherlei bloß aus ihr hervorgegangene, von ihr selbst fortwährend als richtig bewährte und niemals widersprochene Thatsachen hinreichend sein müssten, jedem vernünftigen Menschen Sicherheit darüber zu gewähren. Aber dem ist, wie wir täglich sehen, ganz anders. Man will lieber mit offenen Augen blind sein, und die halbe Welt Lügen schelten, als seine einmal vorgefasste Meinung aufgeben und täglich sich bewährende und so leicht durch den Versuch zu prüfende Thatsachen für wahr halten, welche freilich in den beschränkten Kreis unserer grobmateriellen Ansichten nicht passen wollen. Und dennoch giebt es so Manches um uns herum, was ebenfalls dem Verstande unbegreiflich erscheint, und nur deswegen nicht zu läugnen ist, weil Jedermann es täglich vor Augen hat. Wie erklärt sich z.B. der alles erklären wollende Physiker die Erscheinung, dass der Zweig des Baumes um so stärker wächst je senkrechter er steht, und dass man (wie oft bei Obst-Spalieren der Gärtner thut) seinen übermässigen Trieb bündigt, wenn man ihn nur ein halbes Jahr seitwärts beugt? Wahrlich, nach hydrostatisch-mechanischen Gesetzen musste gerade das Gegentheil erfolgen. Wir schlagen täglich mit Stahl und Stein Feuer, um die Pfeife anzuzünden, bedenken aber nicht was dabei Wunderbares und Unbegreifliches vorgeht. Die entstehenden Funken bestehen nämlich aus geschmolzenem Stahle, welcher mittelst des Schlages abgerieben wurde, und dabei zu solcher Schmelzhitze gelangte, dass er in Kügelchen wieder gefunden wird, wenn man den Versuch über einem Bogen weisses Papier anstellt. Die Hitze, die aber erfordert wird, um Eisen oder Stahl bis zu solcher Flüssigkeit zu schmelzen, beträgt nach **Réaumur** nahe an 8000, nach Fahrenheit ungefähr 18,000 Grad über den Gefrierpunkt, oder 100 Mal mehr als die Siedehitze des Wassers. Wer kann erklären, wie es möglich ist, dass durch den einzigen Schlag des eiskalten Stahls an den eiskalten Stein (denn auch dann bleibt der Erfolg derselbe urplötzlich diese ungeheure Hitze hervorgebracht wird, welche wir sonst nur durch künstliche Vorrichtungen zu erzwingen vermögen? Wer würde dieses glauben, wenn von den Sandwichinseln Jemand herüber käme, uns dieses Experiment vorzumachen und zu erklären, im Falle wir es nicht täglich sähen? Und wenn der erste Entdecker nun gar aus unserem deutschen Vaterlande wäre, so würde er sich wahrscheinlich nur dem Spotte und Gelächter seiner Landsleute blossstellen, die es unter ihrer vornehmen Würde halten würden, einmal den Versuch zu machen.

So, und nicht anders, erging es mit den Entdeckungen *Hahnemanns*. Nicht bloß sein eigener Aufruf zu Nachversuchen wurde mit höhnischem Achselzucken beantwortet, indem man vorgab und, leider! noch immer vorgiebt, man hielte es für den Gelehrten und Gebildeten höchst lächerlich, auch nur über solche Dinge den leisesten Zweifel an ihre Unmöglichkeit zu hegen; auch die vielen Stimmen seiner Nachfolger, die es nachversucht und bewährt gefunden hatten, mussten dasselbe Loos theilen. Heißt das nicht der Wahrheit hartnäckig widerstreben, oder ihr geflissentlich aus dem Wege gehen?

Indessen wollen wir gern anerkennen, dass es Thorheit wäre, Versuche zu machen, von deren Erfolge man zum Voraus die vollste Überzeugung haben kann. Wir wollen

zugeben, dass in dem Falle, wo nach deutlich einzusehenden Gründen und mit apodiktischer Gewissheit alle diese Versuche unrichtig, und die vielen Tausende hierher gehörigen Resultate nichts als baare Täuschungen gewesen sind, es thöricht wäre, dieselben zu wiederholen. Aber dieser Beweis ist noch niemals geführt, und wir werden suchen darzuthun, dass nach dem Standpuncte, welchen wir zu unserer Zeit in der Naturwissenschaft überhaupt erreicht haben, eher das Gegentheil nachgewiesen werden kann, mithin die Ausrede nur dazu dienen kann, zu zeigen, wie ein grosser Theil der Gelehrten unserer Zeit lediglich seine Verstandeskräfte überschätzt.

Zu diesem Ende müssen wir daran erinnern, was schon früher auseinander gesetzt wurde, dass nämlich die Arzneikraft ein geheimnissvolles, nur durch seine Wirkungen bekanntes Wesen ist, über dessen eigenthümliche Natur und Beschaffenheit wir aber noch im Finstern tappen, eben so wie wir es über die Lebenskraft und über die inneren Grund der Krankheiten thun. Ungeachtet der sehr bedeutenden Fortschritte in der Chemie, von welcher wir allein Aufschlüsse in dieser Beziehung erwarten dürften, ist es dieser Wissenschaft noch nicht gelungen, aus irgend einem Arzneistoffe die *Arzneikraft* auszuscheiden und in was immer für einer Gestalt darzustellen. Wo man solches erreicht zu haben glaubte, war es nur das Vehikel derselben, die Umhüllung dieses dem Geistigen wenigstens sehr nahe stehenden Wesens. Selbst der berühmte Davy konnte, wie schon erzählt ist, im Wasserschieferling nichts anderes finden, als was er kurz vorher im braunen Kohle gefunden hatte.

Dasselbe ist der Fall mit dem inneren Wesen der *Krankheit*, welche „eine Veränderung im Innern des menschlichen Organismus voraussetzt, die aber an sich keineswegs nach ihrem Wesen erkennbar ist. Das unsichtbare, krankhaft veränderte im Inneren und die unseren Sinnen merkbare Veränderung des Befindens im Äusseren bilden zusammen vor dem Blicke der schaffenden Allmacht, was man Krankheit nennt; aber bloß die Gesammtheit der Symptome ist die dem Heilkünstler zugekehrte Seite der Krankheit, nur diese ist ihm wahrnehmbar“. So spricht der Verfasser des Organon im § 6. Jenes unsichtbare, geheimnissvolle Agens im Inneren hat niemals ein sterbliches Auge gesehen oder ein Chemiker ausgeschieden, und wird wohl stets dem Menschen ein grosses Räthsel bleiben.

Eben so unsichtbar und geheimnissvoll ist die *Lebenskraft*, welche wir ebenfalls nur in ihren *Wirkungen* erkennen, die zum grossen Theile nicht einmal dem Willen unterworfen sind, zum Beweise, dass sie nicht ein und dasselbe mit der Seele ist, zu deren Attributen doch wahrscheinlich die Willenskraft gehört.

Betrachtet man nun die nahe Verbindung, worin diese drei geheimnissvollen Wesen untereinander stehen müssen, indem das eine auf das andere zu wirken fähig ist, so ist offenbar Grund zu vermuthen, dass auch Ähnlichkeiten unter ihnen bestehen, und dass sie in ihrer eigenthümlichen Natur nicht so viel von einander abweichen können, wie wir es mit den Ausdrücken *materiell* und *immateriell* bezeichnen. Wenn wir mithin die Lebenskraft als ein dynamisches, *immaterielles* Etwas ansehen, so muss die krankmachende Kraft sowohl, als die Arzneikraft, ebenfalls dynamisch und *immateriell* sein.

Dann aber kann es nicht mehr zulässig sein, an letztere den Maassstab anzulegen, den wir nur für das Leblose, Körperliche besitzen, und die Gesetze, denen das Ma-

terielle unterworfen ist, mit denjenigen zu verwechseln, welche für das *Dynamisch-Lebendige* gelten. Hier treffen wir nämlich überall auf die unverkennbarsten und bedeutendsten Gegensätze, indem wir bei der todten, den Gesetzen der Auflösung unterworfenen Natur überall den *passiven*, bei der lebendigen, Form und Gebilde erhaltenden Natur aber stets den *aktiven* Zustand vorherrschend finden. Dort ist überall Unthätigkeit und Nachgiebigkeit, hier Reaktionskraft und Widerstreben gegen Einwirkungen von Aussen.

Wenn nun die leblose, den Gesetzen der Chemie unterworfenen Natur nach *Raum* und *Schwere* gemessen wird; so muss man aus dem Vorhergehenden folgern, dass *dieser* Maassstab weder für die Lebenskraft, noch für die krankmachende Kraft, noch auch endlich für die Arzneikraft anwendbar sein könne; und wenn auch letzteres weiter nichts, als eine durch Vernunftschlüsse gefolgerte Vermuthung ist, so muss diese doch hinreichen, eine Entgegengesetzte zum Wanken zu bringen, welche keine Gründe solcher Art für sich aufführen kann, und zur Anstellung von Versuchen aufzufordern, selbst dann, wenn noch gar keine Erfahrung dafür spräche.

So gelangt der redliche Forscher in dem weiten Gebiete der Naturwissenschaften sehr bald zu der Überzeugung, welche der alte griechische Philosoph als das sicherste Wahrzeichen der Weisheit ansah, zu der nämlich, dass er wenig oder gar nichts mit Sicherheit wisse. Um so mehr wird er dann sich aber vor den Trugschlüssen hüten, die ihm von allen Seiten gleichsam aufgedrungen werden, und überall, wo er nur immer kann, seine Zweifel und Fragen der Natur selbst vorlegen, die niemals eine Antwort schuldig bleibt.

Der ehrwürdige *Hahnemann* handelte ganz nach diesem Grundsätze ächter Weisheit, und mit Recht trägt sein Bildniss die Unterschrift: *Redlichen Forschern schliesst sich die Natur auf!* – Nur weil er mit wahrer philosophischer Beharrlichkeit dieser überall die Fragen, rein und frei von aller sophistischen Zuthat, vorlegte, erhielt er reine und wahrhafte Antworten und Aufschlüsse, welche er sorgfältig vor jedem bloß ausgeklügelten *Zusatze* bewahrte. Daher hat er niemals nöthig gehabt, irgend etwas zu widerrufen, was er jemals über die homöopathische Heillehre mitgetheilt, sondern alle seine späteren Lehren enthalten nur Bestätigungen und Vervollständigungen der früheren, und sind gleichsam nur eine Fortsetzung derselben, nach dem Masse, wie sich seine Kenntnisse auf dem einmal betretenen sicheren Pfade vermehrten, und durch neuen Zuwachs erweiterten.

Und dieser Mann, ehrwürdig durch sein redliches, rastloses Bestreben, seinen Mitmenschen in der wichtigsten Angelegenheit ihres Lebens zu nutzen, erntete für all das viele Gute, das er geleistet, nur Hohn und Verfolgung, und wurde, im Übermuthe eines bloß eingebildeten Wissens, selbst von denen verkannt, welche früher, ehe er den Weg des wahren Weisen betrat, in ihm den tiefsinnigen Gelehrten hochschätzten.

Dies ist die Ansicht, die jeder Homöopath von den Verdünnungen oder Kraftentwickelungen der Arzneien, und von ihrem scharfsinnigen Entdecker hegt. Die treue und fortgesetzte Beobachtung der Natur führte letzteren auf die Spur, und, an der Hand der Erfahrung sorgsam, aber beharrlich, fortwandernd, fand er dasjenige, was wir jetzt, auf seinen Schultern stehend, als naturgemäss erkennen müssen, obwohl nie das vollendetste Genie ohne solche treue Führung dahin hätte gelangen können.

Gerade in diesen Kraftentwickelungen zeigt sich wieder der entschiedene und überall waltende *Gegensatz zwischen Tod und Leben*, den der grosse *Humboldt* auf anderem Wege eben so erkannt hatte, und es würde unseres Erachtens weit weniger zu verwundern sein, wenn ein tiefsinniger Weiser die Naturgemässheit derselben **a priori** vermuthet hätte, als dass sie jetzt, nachdem sie durch unwiderlegliche Thatsachen bewiesen ist, von Männern, die sich weise dünken, aus dem Grunde geleugnet wird, weil sie den beschränkten Kreis ihrer Einsichten und Begriffe überschreitet.

3. Vortrag über homöopathische Heilung der Zahnschmerzen*

Ich glaube zuvörderst voraussetzen zu dürfen, dass die gelehrte Gesellschaft, deren Mitglied zu sein ich die Ehre habe, als Gegenstand meines heutigen Vortrags nur etwas Homöopathisches erwarten wird. Dieser, wiewohl nur vorausgesetzten Erwartung entspreche ich um so lieber, als ich nicht läugnen kann und mag, dass ich immer mehr und mehr von der inneren Wahrheit und Naturgemässheit dieser Heilmethode überzeugt werde, zugleich aber auch davon, dass ihre Anwendung mit Schwierigkeiten verknüpft ist, die man anfangs nicht ahnet. Ich werde daher suchen, in der Kürze darzuthun, wie nur das, nach der Ähnlichkeit der Primär-Wirkungen genau und vollständig entsprechende Heilmittel das wahre und einzig hilfreiche Spezifikum gegen Beschwerden mancherlei Art ist, dass es aber eben deshalb oft nicht so leicht wird, dieses aufzufinden.

Um meine Betrachtungen an passende Beispiele zu knüpfen, wie solches sowohl der Deutlichkeit meines Vortrags wegen, als dem grösseren Interesse des sonst gar zu abstrakten Gegenstandes angemessen scheint, – wähle ich am füglichsten ein menschliches Leiden, welches zwar nicht eben lebensgefährlich, aber doch oft arg genug ist, den Leidenden oft bis zur Verzweiflung zu bringen – ein Leiden, wogegen die Therapien unzählige Mittel anführen, (namentlich die alten Kräuterbücher), und welches doch ohne völlige Zerstörung des leidenden Theils so selten und auch dann nur oft vorübergehend gehoben wird, – ein Leiden endlich, was wohl nur in den seltensten Fällen, ohne ein hilfreiches Mittel, in wenigen Minuten spurlos und dauerhaft verschwindet; – ich meine die *Zahnschmerzen*.

Es giebt wohl in der gesitteten Welt nicht Viele, (– vielleicht keinen Einzigen in dieser ehrenwerthen Gesellschaft) – welche nicht schon mehr oder weniger von dieser Qual heimgesucht worden sind, und es ist daher auch dem Nicht-Arzte bekannt, wie wenig schnell, sicher und dauerhaft dagegen die rationelle Heilkunst Hilfe zu bringen vermag. Ob man die *ableitenden Mittel* oder das *Ausziehen* des schmerzhaften Zahnes füglich zu den wahren Heilungen rechnen könne, lasse ich dahin gestellt sein. Nimmt man aber gar noch *diese* hinweg so bleibt der Rest der Heilmittel ungemein dürftig, nur für wenige Fälle wahrhaft heilsam und selbst für diese wenigen Fälle lässt sich der erwünschte Erfolg nicht einmal jedesmal vorher mit Zuverlässigkeit versprechen. Daher werden denn auch in der Regel zuerst alle bekannte Hausmittel, – oft zum grossen anderweitigen Schaden für die Gesundheit, – durchprobirt und wenn diese erschöpft sind, geht der Leidende zum Zahnarzt, und lässt sich den schmerzhaften Zahn ausreissen, obwohl er weiss, dass er ihn dadurch für sein ganzes Leben verliert, ohne Hoffnung zu haben, den Verlust wieder zu ersetzen, und die Erfahrung zu oft schon gelehrt hat, dass, nach kurzer Beschwichtigung der Leiden, die folgenden Zähne an die Reihe kommen.

*gehalten am 4. Februar 1835 in der ärztlichen Gesellschaft zu Münster in Westphalen. Archiv für die homöopathische Heilkunde 15(1835), Heft 2, S. 1-22.

Die Homöopathie behauptet zwar nicht, dass sie *alle* Zahnschmerzen schnell und dauerhaft heilen kann, wohl aber, dass sie in den *meisten* Fällen Hülfe zu bringen vermag, und geht dann gerade eben so zu Werke, wie bei der Heilung aller andern Krankheiten. *Wie und nach welchen Grundsätzen* sie aber dabei verfährt, werde ich suchen, in möglichster Kürze auseinander zu setzen.

Den Lehren der Homöopathie zufolge ist der Zahnschmerz nur *ein* Symptom einer inneren, ihrem eigentlichen Wesen nach unerkennbaren Verstimmung der Lebenskraft, welches nie ganz allein da ist, sondern in seinem Geleite stets mehrere Krankheitserscheinungen mit sich führt, wenn letztere auch so geringe und dunkel sind, dass sie einer minder aufmerksamen Beobachtung entgehen. Die Gesamtheit aller dieser Krankheits-Symptome vollendet erst das Bild der Krankheit und giebt eben durch diese Symptome die Indikation auf das passende Heilmittel, nach dem bekannten Wahlspruche: **similia similibus!** So wie nemlich der Portraitmaler nicht im Stande ist, ein durchaus treffendes Bild zu zeichnen, wenn er nur *einen*, wenn auch noch so charakteristischen Theil des Angesichts, etwa das Auge, oder den Mund, oder die Nase scharf auffasst und die übrigen unbeachtet lässt, so kann auch der Homöopath nicht mit Erfolg verordnen, wenn er sich damit begnügt, *blös ein* hervorstechendes Zeichen der Krankheit vollständig und getreu aufzunehmen und die übrigen errathen will. In diesem genauen Aufforschen des Gesamtbildes der Krankheit, in der ärztlichen Beobachtungskunst, in der Fähigkeit, das Wesentlichere von dem mehr Zufälligen zu trennen, und besonders in der schnellen Erkenntniss dessen, was das eine Mal von grösster Wichtigkeit ist, das andere Mal aber fast gar keine Beachtung verdient, darin liegt hauptsächlich die Kunst des ausgebildeten Homöopathen, indem, wenn *diess* genügend geschehen ist, die Wahl des Mittels so wenig schwer fällt, dass unter den hom. Ärzten dann gar keine Meinungsverschiedenheit mehr stattfinden kann. Daher kommt es auch, dass ein geringfügiges Übel, wo Nebensymptome mangeln und es unmöglich ist, ein genügend vollständiges und charakteristisches Krankheitsbild zu erforschen, stets viel mehr Schwierigkeiten darbietet, als eine deutlich ausgesprochene, wenn gleich weit bedenklichere Krankheit.

Es ergibt sich daraus unter Anderen folgender wesentliche Unterschied zwischen Allöopathie und Homöopathie, dass *jene* durch *mehrere* zusammen verordnete Heilmittel, *diese* aber *blös ein* und *dasselbe* Mittel allen Indikationen zu genügen sucht und zu dem Ende natürlich den ganzen Umfang der Kräfte der Arzneien aufs Genaueste kennen muss. Die Homöopathie besitzt *wenigstens so viele* Mittel gegen Zahnschmerz überhaupt, als sie Mittel kennt, die bei der Prüfung am gesunden Menschen Zahnbeschwerden verursacht haben. Diese Zahl ist aber sehr gross, und es giebt nur wenige Arzneien, von denen solches bisher noch *nicht* beobachtet wurde, und selbst diese dürfen nicht ganz ausgeschlossen werden, wenn sich nemlich unter ihnen eins vorfindet, welches, wenn es auch noch keine Zahnwehsymptome gezeigt hat, den übrigen Krankheitssymptomen vollständig entspricht. Es handelt sich nemlich bei der Homöopathie jederzeit nur um Heilung der dynamischen Krankheit, wovon die äusseren Symptome die Kennzeichen sind, und dasjenige Mittel, welches der *Mehrzahl* der *wesentlichsten* Symptome am vollständigsten in Ähnlichkeit entspricht, ist das am sichersten heilende Spezifikum.

So unmöglich es ist, hier alle die unzähligen Arten von Zahnschmerzen, die den Menschen quälen, mit den dabei zur Wahl kommenden Heilmitteln herzuzählen, so wird es doch, um das Gesagte zu verstehen, nöthig, vielleicht auch der verehrlichen Gesellschaft nicht unangenehm sein, einige Beispiele zu hören, wie die Homöopathie in vorkommenden Fällen zu Werke geht.

Ich wähle zu dem Ende, um die Aufmerksamkeit der verehrlichen Gesellschaft nicht über die Gebühr in Anspruch zu nehmen, eine der *minder* häufig vorkommenden Zahnweharten, nämlich die *Klopfende*, welche in mehr oder minderem Grade unter den Symptomen von 35 bis jetzt von Homöopathen geprüften Mitteln enthalten ist, wovon ich selbst jedoch nur erst 16 mit Erfolg dagegen angewendet habe. Bloss aus *diesen Letzteren* werde ich als Beispiele Einiges anführen.

I. Nach Erkältung, namentlich in scharfem, trockenem Ostwinde, tritt nicht selten eine Art von Fieber ein, mit starkem Blutdrang nach dem Kopfe, brennender Hitze des Gesichts, beschleunigtem, harten Pulse und grosser geistiger und körperlicher Unruhe. Häufig verbindet sich damit ein starkes *klopfendes* Zahnweh, meistens einseitig, und die ganze Kinnlade einnehmend, an welcher Seite dann auch gewöhnlich die Backe besonders stark geröthet ist. Hier ist die kleinste Gabe *Akonit* das sichere und schon in wenigen Minuten das Zahnweh mit sämmtlichen andern fieberhaften Beschwerden heilende Spezifikum, wie jeder Homöopath in zahlreichen Fällen erfahren hat, so dass es überflüssig wäre, eine besondere Thatsache davon zu erzählen.

II. Eine andere Art von *klopfendem* Zahnweh, ebenfalls meistens nach Verkältung entstehend, aber ohne alle Spur von Fieber, ist dasjenige, welches in dem **Causticum** sein Heilmittel findet. Es ist gewöhnlich mit schmerzhaftem und leicht blutendem Zahnfleische und mit Reissen in den Gesichtsmuskeln, im Auge und Ohre verbunden. Ich selbst litt im vorigen Winter mehrere Tage daran, weil ich aus Mangel anderweitiger, entscheidender Symptome, das rechte Mittel nicht aufzufinden verstand. Nachdem ich vergeblich einige andere, passend scheinende Mittel versucht hatte, befreiete mich einmaliges Riechen an **Causticum** in einen Paar Stunden so gänzlich davon, dass auch nicht einmal eine Empfindlichkeit an der Stelle zurückblieb, und seitdem kein ähnliches Zahnweh wiedergekehrt ist. Das Zahnweh, dem dieses sehr lange wirkende und ungemein kräftige Heilmittel entspricht, ist stets chronischer Natur, wogegen man mit schnellwirkenden Arzneien nichts ausrichtet.

III. Beim *klopfenden* Zahnweh findet sehr oft die *Chamille* Anwendung, namentlich bei Kindern und Frauenzimmern. Dasjenige Zahnweh aber, wo sie hilft, ist Nachts am heftigsten, zumal in der Bettwärme und scheint dem Leidenden ganz unerträglich, so dass er, wie in der Verzweiflung, klagend und winselnd von einem Orte zum Andern getrieben wird. Dabei ist meistens eine Backe roth und etwas geschwollen, Schweiss in den Kopfhaaren, heftiger Durst und nicht selten Geschwulst der Unterkieferdrüsen. Es bedarf da nur, wie jeder Homöopath weiss, der kleinsten Gabe dieses Mittels, ja gar des blossen Riechens daran, um schnell das ganze Leiden dauerhaft auszulöschen. Vor einem Paar Jahren, als der von uns Allen verehrte **Dr. Branco** noch hier war, wurde während einer Dienstreise meine Frau von diesem Zahnweh befallen. Der um Hilfe gebetene **Dr. Branco** hatte sich wahrscheinlich durch die unter **No. I.** ebenfalls vorkommenden Fiebersymptome zur Anwendung des *Akonit* verleiten lassen, die

hier nicht half und nicht helfen konnte. Am andern Tage gab er Pulsatilla, die ebenfalls nichts fruchtete; am dritten Bryonia mit nicht besserem Erfolge. Die Schmerzen hatten inzwischen eine ungeheuere Höhe erreicht, und **Dr. Branco** erklärte es nun für einen Fall, wo die Homöopathie nicht passe, und er sei gezwungen, kräftiger einzuschreiten. Es wurden demgemäss am vierten Tage 18 Blutigel und eine Mixtur verordnet. Jene bewirkten Anfangs eine kurzdauernde Linderung, aber eine viertel Stunde später war und blieb es wieder beim Alten. Am fünften Tage kam ich um 4 Uhr zu Hause, erschreck nicht wenig über den Zustand, worin ich meine leidende Frau fand, erfuhr, was vorgegangen war, und reichte sogleich die hier angezeigte Chamille. Um 5 Uhr war der Schmerz und am andern Morgen die Backengeschwulst verschwunden.

IV. Seltener ist der *klopfende* Zahnschmerz, welcher durch *China* geheilt werden muss. Ich erinnere mich besonders eines hierher gehörigen Falles, den ich auf meiner Reise im Reg. Bezirk Arnsberg sah. Ein junges, früher sehr blühendes und hübsches Mädchen, war, als ich es wiedersah, ungemein blass und mager geworden. Sie litt an klopfenden Zahnschmerzen, die besonders bald nach dem Essen und in der Nacht wütheten, und blos durch *festes* Zusammenbeissen der Zähne und *starkes* Drücken darauf gelindert werden konnten, während die mindeste *leise* Berührung den Schmerz ungemein steigerte. Dabei hatte sie fortwährenden Durchfall und jede Nacht starke Schweisse. Überhaupt war sie so matt, dass sie kaum gehen konnte. Ich gab ihr, auf ihre Bitte, Abends eine kleine Gabe *China*, und am andern Morgen, als ich abreisete, erzählte sie mir voll Freude, dass sie die Nacht weder Zahnschmerz noch Schweiss mehr gehabt habe, und als ich ein Paar Monate später wieder daher kam, fand ich wieder das ehemalige rothwangige, fröhliche Mädchen, wie ich es früher gekannt hatte.

Ein ganz ähnliches Zahnweh kann aber auch von Missbrauch der *China* entstehen, wie ich bereits zweimal bei Männern erfahren habe, welche regelmässig jeden Morgen ihren *China-Schnaps* tranken. Natürlich durfte hier keine *China* gereicht werden, sondern die übrigen Symptome gestalteten sich so, dass dem Einen durch **Arnica**, dem Andern durch **Pulsatilla** geholfen werden musste, und in der That schnell geholfen wurde; zwei Mittel, die weniger dem klopfenden Zahnweh, als dem Gesamtleiden entsprachen.

V. Bei den Kaffeetrinkern kömmt sehr oft ein *klopfender* Zahnschmerz vor, der dann, je nach der Beschaffenheit der begleitenden Symptome, meistens in **Aconit**, **Chamilla**, **Ignatia**, **Nux vomica** oder **Pulsatilla** sein Heilmittel findet. Aber es giebt auch klopfende Zahnschmerzen bei Personen, die keinen Kaffee trinken, und wogegen die Tinktur des rohen Kaffee's, besonders in den höheren Potenzirungen, das Spezifikum ist. – In den letzten Weihnachtsferien war ich zum Besuch in einer mir befreundeten Familie, wo ganz homöopathisch gelebt und kein Kaffee getrunken wird. Als ich ankam, litt die Frau des Hauses eben an Zahnweh, wogegen alsbald meine Hülfe in Anspruch genommen wurde. Der Schmerz war klopfend, und die Leidende lief weinend von einer Stube in die Andere, wie von unerträglichen Schmerzen gefoltert, obwohl sie selbst gestand, dass die Schmerzen so gar übermässig nicht wären, und dennoch sie so stark angriffen. Die Erzählung von ihren Leiden war von Weinen

unterbrochen und sie geberdete sich dabei mit einer gewissen Hast, wie Jemand, der ganz ausser sich ist, welches mir um so mehr auffiel, als ich ihren festen und ruhigen Sinn in gesunden Tagen kannte. Ich reichte ihr sogleich aus ihrem eigenen Etui ein Gläschen mit Streukügelchen, welche mit der 6ten Potenzirung der **Coffea cruda** befeuchtet waren, zum Riechen, und in weniger als 2 Minuten trat Ruhe ein, das Klopfen verschwand und gegen eine übrig gebliebene Empfindlichkeit an der früher schmerzhaften Seite liess ich 5 Minuten später an **Ignatia** riechen, worauf auch dieser letzte Rest schnell verschwand, der ganze Abend in der gewohnten Heiterkeit verlebte wurde und in den 8 Tagen, die ich dort verweilte, nichts derartiges wiederkehrte. Noch vor wenigen Tagen sah ich sie hier bei mir wieder, wo sie noch jener schnellen Heilung Erwähnung that und versicherte, seitdem gar kein Zahnweh wieder verspürt zu haben.

VI. Ein auffallend schnell wirkendes Mittel bei einigen *klopfenden* Zahnschmerzen ist der *Nordpol des Magnets*. Dieses Klopfen ist gewöhnlich mit Gefühl von Brennen verbunden, hat seinen Sitz im Unterkiefer, und ist mit geschwollener, heisser und rother Backe verbunden. Es wird in der Wärme und nach dem Essen schlimmer. Meistens ist es auch mit Frostigkeit des übrigen Körpers, Überreiztheit, Zittern und Unruhe in den Gliedern vergesellschaftet. Im Frühjahr und Herbste war seither diese Art von klopfendem Zahnweh eine der gewöhnlichsten und ihre Heilung jedesmal in einer Minute vollendet, wenn der Kranke mit dem Zeigefinger nur eben so lange den Nordpol des Magnets berührt, bis sich eine geringe Erhöhung des Schmerzes zeigt.

Ich kann nicht umhin, hier der verehrten Gesellschaft einen, freilich fehlgeschlagenen Versuch mit dem Magnete mitzutheilen, der aber doch die starke Wirkung desselben, selbst wo er nicht passt, darthut. – Mein voriger Bedienter kam eines Abends weinend und zitternd auf meine Stube, wo eben meine Frau auch gegenwärtig war, und bat mich, ihn von seinem Zahnschmerz zu befreien, der ihn seit 4 Uhr Nachmittags auf's fürchterlichste quäle und noch immer im Zunehmen begriffen sei. Der Schmerz war klopfend, sass aber in dem Oberkiefer. Da alles Übrige, mit Ausnahme des letzteren Umstandes, für den Nordpol des Magnets sprach, wählte ich ungesäumt diesen, nemlich ein magnetisches Stahlstäbchen, welches höchstens 4 Loth tragen kann. Kaum hatte er aber mit der Fingerspitze denselben berührt, als er mit der andern Hand an die Backe fuhr und rief: Sapperment, da springts nach unten! Der Schmerz war nemlich aus dem Oberkiefer in den Unterkiefer gefahren, aber sonst ganz, wie früher, geblieben. Um ganz sicher zu sein, dass diese Metastase – (denn Heilung konnte nun nicht mehr davon erwartet werden) – wirklich vom Nordpol des Magnets herrühre, liess ich ihn mit dem Finger den Südpol berühren, welcher erfahrungsmässig sogleich die Wirkungen des Nordpols aufhebt. Das Erwartete geschah: kaum hatte er diesen Pol berührt, so fuhr er wieder mit der Hand nach dem Gesichte und rief: Sapperment, da springts wieder nach Oben! Somit war meine Frage beantwortet, und gleich darauf liess ich den armen Teufel an **Pulsatilla** riechen, worauf er in wenigen Minuten seiner Schmerzen quitt war. – Das war doch wohl keine Einbildung!

VII. Ich weiss nicht, ob es venerische Zahnschmerzen klopfender Art giebt, wogegen dann der **Mercur** das passendste Heilmittel sein würde, weil er die Fähigkeit

hat, sämmtliche wesentliche Erscheinungen der Syphilis an gesunden Menschen hervorzubringen. Aber es giebt ein klopfendes Zahnweh, welches durch Missbrauch des **Mercur** entsteht, am ärgsten Abends im Bette erscheint und dann bis Mitternacht, auch wohl die ganze Nacht hindurch, allen Schlaf verscheucht, Gegen dieses Zahnweh ist **Acidum Nitri** das am gewöhnlichsten passende spezifische Mittel. – Es sind jetzt ungefähr 2 Monate, als ein junger Mann meine Hülfe in Anspruch nahm, der, in einem unreinen Beischlafe angesteckt und mit einem Tripper behaftet, sich einem jungen, und wahrscheinlich noch unerfahrenen Arzte anvertraut hatte. Er war wie in Verzweiflung, als er in meine Stube trat, redete anfangs bloß von seiner unglücklichen Lage, ohne zu sagen, was ihm fehlte, von Todtschiessen, Ersäufen u. dgl. Nachdem ich ihm Trost und Muth zugesprochen, klagte er mir seine Leiden und zeigte mir seinen von schankerartigen Geschwüren zerfressenen Rachen, das schwammige, zackige und geschwürige Zahnfleisch, und die dicke, aufgeschwollene, ganz mit gelblicher Kruste belegte und besonders an den Rändern tief geschwürige Zunge, worin er das Gefühl hatte, als wolle sie abfallen. Der Verlust dieses Gliedes, den er unvermeidlich hielt, ängstigte ihn hauptsächlich, und, wie er unverholen äusserte, bis zum Lebensüberdruß. Der Tripper, der nach der Beschreibung nicht einmal syphilitischer Natur gewesen, war verschwunden, statt dessen aber das erzählte Leiden aufgetreten. Es war mir sogleich klar, dass ich hier eine der vielen Formen des Quecksilbersiechthums vor mir hatte. Ich reichte ihm daher zuerst eine kleinste Gabe **Hepar sulphur. calc.**, wonach am andern Tage schon die Mundhöhle ein ganz anderes Ansehen bekommen hatte und die Lust zum Leben wiedergekehrt war. Zwei Tage später trat plötzlich das oben beschriebene Zahnweh ein, wogegen ich ihm **Acidum Nitri** in höchster Potenz reichen liess, und am vierten Tage zeigte sich mir der vorher so schwer Leidende als völlig genesen. Ich sah ihn später noch mehrere Male wider, wo er sich so wohl fühlte, als jemals vorher, nachdem ich den nun wieder erschienenen Tripper durch eine Gabe **Petroleum** in 8 Tagen geheilt hatte.

VIII. Nur erst einmal ist mir der Fall vorgekommen, wo ich durch **Platina** ein klopfendes Zahnweh heilen musste. Es war ein klopfendes Wühlen durch die ganze rechte Kinnlade, welches besonders Abends und in der Ruhe schlimmer wurde, wobei die Leidende oft in unwillkürliches Weinen ausbrach. Mir schien demnach zuerst die **Pulsatilla** angemessen, aber sie that nichts. Ich erkundigte mich nun am andern Tage, wo eine Freundin mir fernere Nachricht brachte, etwas genauer nach den begleitenden Symptomen, und erfuhr bald, weshalb die **Pulsatilla** hier nicht helfen konnte. Es war nemlich mit dem Klopfen eine Art klammartiges Taubheitsgefühl verbunden, welches die ganze schmerzhaftige Gesichtseite einnahm. Dabei war ihre Regel zu früh und zu stark gewesen und in ihrem Gemüthe war kürzlich ein früher nie bemerkter gewisser Stolz, mit Überschätzung ihrer selbst und Verachtung alles Anderen um sie her sichtbar gewesen. Hier hätte jeder Homöopath, so wie ich, **Platina** gegeben, welches auch nicht nur in wenigen Stunden das ganze Zahnweh wegnahm, sondern auch das Gemüth besserte und die Menstruation zu der früheren Regelmässigkeit zurückführte.

IX. An eine Heilung klopfender Zahnschmerzen durch **Pulsatilla**, welche zu der gewöhnlichsten gehört, knüpft sich eine mir noch jetzt erfreuliche Erinnerung, die ich

ebenfalls kürzlich mittheilen werde. – Es sind nun etwa 3 Jahre, als ich auf meinen Reisen Abends in einem Gasthofs eintraf, wo ich, weil es eben Sonntag war, mehrere Freunde aus der Nachbarschaft und auch den noch jungen Hausarzt fand. Ich hatte mich kaum in der Gaststube niedergesetzt, als die älteste Tochter des Hauses mich bat, sie von ihrem Zahnweh zu befreien, welches sie seit mehr als 14 Tagen jeden Abend nach Sonnenuntergang befallte und bis Mitternacht dauere. Bisher sei alles vergeblich gewesen, was auch der hinzutretende Arzt bestätigte, und nur dadurch könne sie sich Linderung verschaffen, dass sie vor der Thür ins Freie gehe oder sich ins offene Fenster lege. Es war nicht der Ort, wo über sonstige Beschwerden und insbesondere über die weiblichen Heimlichkeiten ein umständliches Examen angestellt werden konnte, und in der Überzeugung, dass, wenn es auch nicht hülfe, doch kein Nachtheil zu befürchten sei, nahm ich aus meinem Reise - Etui das Fläschchen mit der Dezzillion-Potenzirung der **Pulsatilla** und liess einmal daran riechen. Der Erfolg übertraf meine eigene Erwartung, denn während ich mein Etui wieder verschloss und beisteckte, rief sie zur Verwunderung der ganzen Gesellschaft: Mein Gott, ich fühle nichts mehr! Dem jungen, noch nicht lange von der Universität zurückgekehrtem Hausarzte war dieser Erfolg so überraschend, dass er sagte: diese Heilung, wenn sie von Dauer wäre, sei in der That höchst merkwürdig. Ich schloss nun aber rückwärts: weil die **Pulsatilla** so schnell half, so musste das Charakteristische dieses Mittels vorhanden sein, und entgegnete demzufolge: Wenn die Patientin etwa acht bis zehn Tage die Vorschriften der homöopathischen Diät befolgte, so würde nicht nur der Zahnschmerz nicht wiederkehren, sondern sie würde auch von ihren übrigen Beschwerden befreit werden. Diess machte den jungen Äskulapen noch stutziger, und er fragte: welche andere Beschwerden? Ich nannte ihm nun mehrere Eigenthümlichkeiten dieses Heilmittels, die vorwaltende Frostigkeit, die Durstlosigkeit, das weinerliche Gemüth, die Unerträglichkeit des Ofens und der Ofenwärme, die Schlaflosigkeit vor Mitternacht und den betäubten, unerquicklichen Schlaf in der Morgenzeit, den Abscheu gegen fette Speisen und dgl. mehr. Er behauptete darauf, ich hätte diess Alles von ihr erfahren, und wie nun bezeugt wurde, dass ich, erst eben angekommen, noch nichts mit ihr oder über sie und ihr Befinden geredet, als was er in der Gaststube selbst gehört habe, behauptete er, etwas ärgerlich und vorlaut, die Kranke und deren Angehörige redeten mir nach dem Munde, weil es sonst unmöglich sei, solches zu wissen. Ich entgegnete ihm darauf, ich wolle ihm etwas ins Geheim vertrauen, und er sollte dann selber fragen, ob ich Recht hätte, und da er darauf einging, sagte ich ihm, die eben Gebesserte litte am Durchfall, meistens schleimiger Art, und ihre Regel erschien zu spät, etwa alle fünf Wochen, dauerte nur ein Paar Tage und seie mit Kreuzschmerzen und Unterleibskrämpfen verbunden. Er ging nun zu ihr, und gab absichtlich vor, ich hätte ihm gesagt, sie litte an Verstopfung und zu früher und zu kopiöser Regel, worauf er zur Antwort erhielt, darin hätte ich mich doch geirrt, denn es wäre gerade das Gegentheil davon – und was sie ihm auf seine nähere Nachfrage darüber mittheilte, entsprach, wie er mit lobenswerther Offenherzigkeit gestand, ganz genau meinen Aussagen. – Ein Paar Monate später, wo ich dieses Mädchen wieder sah, kam es fröhlich mir entgegen, dankte für die ihr gegebene Hülfe und sagte, ich hätte auch darin Recht gehabt, als ich ihr das Verschwinden ihrer übrigen Beschwer-

den versprochen, denn ihr fehle nun nichts mehr. – Ob jener junge Arzt sich später mit der Homöopathie bekannt gemacht hat, weiss ich nicht, bezweifle es aber, da ich nichts davon erfahren habe.

X. Zu den seltener angezeigten Heilmitteln gegen *klopfendes* Zahnweh gehört auch die **Sabina**. Doch sind mir schon ein Paar Fälle vorgekommen, wo es das einzige Spezifikum war und schnelle Hülfe brachte. Dieses Zahnweh erscheint ebenfalls gegen Abend und in der Nacht, besonders in der Bettwärme und nach dem Essen, und es ist damit das Gefühl verbunden, als wenn der Zahn gesprengt werden sollte. Dabei findet sich ein Klopfen in allen Adern, öfteres leeres Aufstossen und besonders beim weiblichen Geschlechte, wobei ich es bisher allein beobachtet, starker Blutabgang, selbst ausser der Regel, mit hellrothem Blute. Bei Einer war ein podagrischer Schmerz in der grossen Zehe durch äussere Mittel vertrieben und darauf dieses Zahnweh entstanden, welches durch eine Gabe **Sabina** schnell geheilt wurde, ohne dass auch jener Schmerz wiederkehrte, beides meiner Vorhersagung gemäss, weil auch die verschwundenen podagrischen Schmerzen genau von den Symptomen der **Sabina** gedeckt wurden.

XI. Öfterer kommt ein chronisches klopfendes Zahnweh vor, meistens mit stechendem Schmerze verbunden, welches in der **Sepia** – (nicht der **ossa** sondern dem **succus Sepiae**) – sein Spezifikum findet. Es befällt am meisten Personen von gelblicher Gesichtsfarbe, verbreitet sich gewöhnlich bis in die Ohren und den Arm hindurch bis in die Finger, worin es kriebelt, und ist am häufigsten mit Athembeschwerden, Backengeschwulst, Husten und Geschwulst der Unterkieferdrüsen verbunden. Namentlich bei klopfenden Zahnschmerzen der Schwängern habe ich dieses kräftige Heilmittel oft angezeigt und heilsam befunden. Selbst nach der kleinsten Gabe tritt, leider! die Besserung selten eher, als nach Verlauf von mehreren Stunden ein, hält dann aber auch für lange Zeit an.

XII. Nahe verwandt mit diesem Sepia-Zahnschmerz, sowohl in Hinsicht der Empfindung als der Nebenbeschwerden, ist derjenige, welcher durch eine hohe Potenzirung der *Kieselerde* (**Silicea**) bald und dauerhaft geheilt wird. Doch ist der letztere am füglichsten daran zu erkennen, dass statt der Drüsen, der Knochen oder die Knochenhaut des Unterkiefers selbst geschwollen ist, der Schmerz mehr darin als im Zahne seinen Sitz hat und der Leidende gewöhnlich Nachts wegen allgemeiner Hitze nicht schlafen kann. Meistens ist auch eine unheilsame Haut damit verbunden, wo jede geringe Verletzung sogleich zum fressenden Geschwüre wird. Ich selbst wurde vor einigen Monaten von diesem Zahnschmerze befallen, wobei eine Knochenaufreibung von der Grösse einer halben Wallnuss am linken Unterkiefer sich zeigte. Sobald ich dieses wahrnahm, roch ich sofort an der höchsten Potenzirung von **Silicea**, wonach sogleich der Schmerz verschwand und, nach einer ruhig durchschlafenen Nacht, am andern Tage die ganze Knochengeschwulst ebenfalls vergangen war, ohne zum Durchbruch zu kommen, oder nachher auch nur die mindeste Spur zurückzulassen.

XIII. Eins der trefflichsten und oft Anwendung findenden Mittel bei klopfenden Zahnschmerzen ist die **Spigelia**. Wo dieses Mittel das Spezifikum ist, findet sich fast jedesmal eine Art Gesichtsschmerz damit verbunden, ein zuckendes Reissen und Brennen im Jochbeine, wobei das Gesicht bleich, aufgedunsen ist, mit gelblichen

(nicht bläulichen) Rändern um die Augen. Ausserdem leiden die Patienten dabei gewöhnlich an Augenschmerzen, häufigem Harndrang mit vielem Abgange, heftigem Herzklopfen, oft mit Gefühl in der Brust, wie das Surren oder sogenannte Spinnen der Katzen, Frostigkeit und grosser Unruhe. Im verwichenen Jahre heilte ich durch eine einzige kleinste Gabe dieses Mittels eine sonst kräftige Frau von den genannten Beschwerden, worunter die Zahnschmerzen und die Prosopalgie die heftigsten waren, und letztere namentlich seit mehreren Jahren jede Woche ein oder zwei Mal erschien und dann jedesmal bis zu einer fürchterlichen Höhe sich steigerte. Beide Übel sind seitdem nicht wiedergekehrt.²

XIV. Fast noch häufiger kömmt der klopfende Zahnschmerz vor, der **Hyoscyamus** zu seiner Heilung verlangt. Er entsteht meistens in den Morgenstunden, und wird besonders durch kalte Luft erregt. Im Zahne selbst klopft und sauset es, während im Zahnfleische ein reissender Schmerz wüthet, und beim Kauen scheint der Zahn locker, als wenn er ausfallen wollte. Jederzeit sind starker Blutdrang zum Kopfe mit starker Hitze, auch über den ganzen Körper, in heftigeren Anfällen Zusammenschnürung des Halses mit Unvermögen zu schlingen und Krämpfe damit verbunden, wobei denn auch meistens der Geist ungemein angegriffen ist. Die Wirkung einer kleinen Gabe **Hyoscyamus** gehört zu den Auffallendsten in solchen Fällen. Vor etwa $1\frac{1}{2}$ Jahren, auch auf meinen Reisen, heilte ich durch zwei kleine Gaben dieses Mittels ein Mädchen, welches durch Eifersucht und Gram über ihren, ihr untreu gewordenen Liebhaber schwer erkrankt war, und beständig über klopfendes Zahnweh klagte. Besonders in den Stunden nach Mitternacht trat Fieber ein, mit starker Röthe des Gesichts und anhaltendem Irreden, wobei sie oft zu entfliehen versuchte, so dass beständig Jemand bei ihrem Bette wachen musste. Die erste Gabe nahm Zahnweh und Delirium fort, die zweite, die ich zurückgelassen hatte, nach acht Tagen genommen, stellte sie in abermals acht Tagen ganz wieder her, und sie blieb gesund, wenigstens bis vor etwa 6 Wochen, wo ich wiederholt einen freundlichen und dankbaren Gruss von ihr erhielt.³

XV. Auch der *Schwefel* ist ein sehr wirksames Heilmittel bei einigen klopfenden Zahnschmerzen, namentlich solchen, welche nach unterdrückten oder verschmierten Hautausschlägen entstanden sind. Wenn dieses Mittel hülfreich sein soll, so muss

²Es ist in der That auffallend, dass bis jetzt in der homöopathischen Praxis von diesem äusserst wirksamen Mittel im Ganzen noch wenig Gebrauch gemacht zu sein scheint, wenigstens liegen nur wenig Heilungsgeschichten vor, in welchen es angewendet worden. Und doch gehört es zu den Heroen unserer Kunst, und nicht dringend genug kann ich die Freunde derselben auf **Spigelia** aufmerksam machen. St.

³Die ausserordentliche Heilkraft des Hyoscyamus bei krankhaft-leidenschaftlicher Eifersucht und den damit verbundenen, oft äusserst stürmischen und gefährlichen Zufällen hat sich mir in zwei sehr verschiedenen Fällen aufs entschiedenste bestätigt. Eine sehr reizbare Dame litt an den heftigsten und bedenklichsten Nervenleiden, Krämpfen, schleichendem Fieber, langwieriger Schlaflosigkeit, höchster Gemüthsverstimmung, wogegen mehrere hom. Mittel vergebens angewendet worden waren, und nur, als in Berücksichtigung der vorherrschenden grundlosen Eifersucht, Hyoscyamus X. gereicht wurde, erfolgte *schnelle*, vollkommene und dauerhafte Genesung. – Bei einer Bauerfrau, wo sich die Eifersucht als vollständige Wuth und Raserei äusserte, so dass sie in ein Irrenhaus gebracht werden sollte, leistete Hyoseyamus in Einer Gabe alles, was zu wünschen war; die Frau genass körperlich und geistig schnell und vollständig. Welch segensreiche Anwendung könnte diess Mittel auch in dieser Beziehung oft finden, wie oft durch Eifersucht zerstörtes Familienglück wiederherstellen! St.

das Zahnfleisch dabei geschwollen sein, und eben so, wie der Zahn, klopfend schmerzen. Gewöhnlich ist damit verbunden eine grosse Empfindlichkeit in den Zahnspitzen, Blutdrang zum Kopfe, mit klopfendem Kopfweh, besonders Abends, rothe, entzündete Augen und Nase, Stiche in den Ohren, häufiger vergeblicher Stuhl drang und Verstopfung, Kreuzschmerzen, Unruhe in den Gliedern, Tagesschläfrigkeit, Frostigkeit und dergl. mehr. Doch ist es gar nicht selten, dass die genannten Beschwerden eine Folge von Schwefelmissbrauch sind, wo dann eine Gabe hochpotenzirte Schwefel- arznei bald eine ungemaine Verschlimmerung hervorbringt, die nicht leicht zu beseitigen ist. Überhaupt sind die Nachtheile von anhaltendem Missbrauch langwirkender Arzneien, wie unter andern der Schwefel ist, sehr schwierig und dem Homöopathen oft ganz unmöglich zu heilen.

XVI. Endlich muss ich noch, als von mir erprobt befunden, an das **Veratrum** erinnern, obwohl die Anwendung desselben beim klopfenden Zahnschmerz zu den seltenern gehört. Wo es passt und hülfreich ist, findet sich jedesmal Gesichtsgeschwulst, kalter Stirnschweiss, Übelkeit oft bis zum Gallerbrechen, Zerschlagenheit in den Gliedern, ungemaines Sinken der Kräfte bis zur Ohnmacht und Kälte des ganzen Körpers bei innerer Hitze und unauslöschlichem Durste auf kaltes Getränk. Alle diese Beschwerden, welche dieses Heilmittel am gesunden Menschen erregen kann, verschwinden, je nachdem sie gewährt haben, schneller oder langsamer, zuweilen erst nach wiederholten Gaben, aber sicher und dauerhaft, und mit ihnen eben so sicher und dauerhaft jene Zahnschmerzen, wie ich vor noch nicht gar langer Zeit erfahren habe, wo eine auswärts wohnende Kranke, (die seit 22 Wochen daran gelitten, ununterbrochen dagegen gebraucht hatte. und so heruntergekommen war, dass sie in das Bette und aus dem Bette getragen werden musste), durch zwei Gaben **Veratrum** völlig hergestellt wurde.

Wenn diese kurze Darstellung über die Verschiedenheit blos der *klopfenden* Zahnschmerzen, wogegen ich unter 35 Heilmitteln nur erst 16 anzuwenden und zu erproben Gelegenheit hatte, schon eine so grosse Mannigfaltigkeit darbietet; so ist leicht zu ermessen, wie sehr diese und mit ihr die Schwierigkeit in der Wahl des hülfreichen Mittels zunimmt, wenn die andern Zahnschmerzen (bohrender, drückender, brennender, nagender, reissender, schneidender, stechender, wühlender, ziehender, zuckender u.s.w. Art) hinzugerechnet werden, die zum Theil eine weit grössere Menge von Heilmitteln zur Konkurrenz bringen. Es ergiebt sich daraus zweierlei: *Erstens* der Grund der Behauptung, die Homöopathie bedürfe keines angestregten Studierens, sondern es wäre ja nur ein dem denkenden Manne unwürdiges Kinderspiel, die Symptome zusammenzubuchstabiren und danach das Arzneimittel mit einigen Granen Milchzucker zu reichen, denn – setzt man hinzu – es helfe ja doch nichts. *Zweitens*: dass nie die Schuld an dem Prinzipie der Homöopathie, (wenn gleich freilich oft an der Unkunde des Homöopathikers) liegt, wo die Arznei, weil sie unpassend gewählt ist, nicht hilft. – „Die Anhäufung zum Theil ausserordentlicher Thatsachen, – sagt Prof. Eschenmeyer in Tübingen in seiner Schrift, die Allöopathie und Homöopathie verglichen in ihren Prinzipien, – ist ausser Zweifel, aber dennoch ist diese Wissenschaft erst im Entstehen, und der billig Denkende kann und soll das nicht von ihr erwarten, was er von einer durch Jahrhunderte erprobten Lehre zu erwarten berechtigt ist.

Die Homöopathie hält nicht nur eine streng wissenschaftliche Prüfung aus, sondern beschenkt uns auch mit neuen Prinzipien, welche uns in eine höhere Physiologie und Pathologie einführen. Man lasse sie also gewähren, was sie vermag.“

Mit den Worten: „Man lasse sie also gewähren, was sie vermag,“ schliesse auch ich diesen kurzen, und leider gar zu mangelhaften Vortrag zugleich mit der freudigen Anerkennung des, der ächten Wissenschaftlichkeit entsprechenden Benehmens der Mitglieder dieser ehrenwerthen Gesellschaft, welche, obgleich der neuen Lehre noch nicht gewogen, im Einklange mit obigem Ausspruche des Tübinger Philosophen, die Sache gewähren lässt und dadurch den alten ehrwürdigen Geist westphälischer ruhiger Beobachtung und Unpartheilichkeit bekundet, bis sich das Wahre oder Falsche der Sache deutlicher gezeigt haben wird.

4. Rüge*

Zu den weniger *motivirten* Verunglimpfungen des Stifters der homöop. Schule, welche in der *Hygea* zu lesen sind, gehört der im dritten Bande, S. 256 und 257 unter der Rubrik „Beitrag zur Geschichte des Riechen lassens“ enthaltene Ausfall von **Dr. Griesselich**. Er verwarft sich darin nicht nur vor der, von Hahnemann ihm zugeschriebenen „Autorschaft“ der Entdeckung, dass durch Riechen an hochpotenzirten Merkur die durch vorgängigen Schwefelmissbrauch erkrankte Lebenskraft geneigt gemacht werden könne, dem Schwefel wieder wohlthätigen Einfluss zu verstatten, sondern sagt auch am Schlusse: „dass ich in den letzten Tagen *des April* 1832 bei Hahnemann war, und dass seine bewusste Vorrede *wenige Tage danach* datirt ist, fiel mir um so mehr auf, als Hahnemann in diesen wenigen Tagen unmöglich Zeit gehabt haben kann, meine ungeheure Entdeckung zu erhärten!!!“

So wie die Sache hier vorgetragen ist, lässt sich wenig dagegen einwenden, und am wenigsten lässt sich bezweifeln, dass **Dr. Griesselich** darin vollkommen Recht hat, dass er die Ehre jener Entdeckung ablehnt, weil er nach der Versicherung vollkommen glaubwürdiger Männer, welche ich erforderlichen Falls nennen kann, sich so wenig mit der Praxis befasst, dass man in Karlsruhe Mühe hat, seine Wohnung zu erfragen, er mithin seine Zeit mehr auf theoretische Studien verwenden muss.

Um der Geschichte jedoch ihr rechtes Licht zu geben, muss Folgendes beigefügt werden, und Referent hält sich um so mehr verpflichtet, der Wahrheit das Zeugniß zu geben, *da er allein* im Stande ist, die genauen Umstände anzugeben, wenn er gleich sich fest vorgenommen hat, hinfort auf keinen, gegen ihn selbst gerichteten Angriff zu antworten.

Was in der Anmerkung zum Nachtrage des Vorwortes aus dem Briefe des H. Hahnemann vom 21. August 1832 (nach Seite XXIV.) angeführt ist; dass nämlich diess das *dritte Einschießel sei, und dass er unmöglich etwas der Welt mittheilen könne, wovon er nicht überzeugt sei*, hätte bei jedem unbefangenen Manne die Vermuthung rege machen müssen, dass jenes Riechenlassen an **Merc.** gegen Schwefelmissbrauch ebenfalls zu den spätern Einschießeln gehört habe. Dass solches aber wirklich der Fall ist, kann Referent, aus den aufbewahrten Originalien beweisen, und es ist dieses in der That das *zweite Einschießel*, welches Hahnemann am 15. Junius 1832 übersendete. In dem vom 6. Mai 1832 datirten Vorworte, ist dieses Riechenlassens an **Merc.** noch mit keiner Sylbe Erwähnung gethan, auch bei dem ersten Einschießel nicht, wo von der Anwendung des Schwefels bei psorischen Wechselfieber-Kranken die Rede und welches vom 28. Mai datirt ist. *Erst bis zum 15. Juni 1832 war Zeit genug verflossen, um die Beobachtung, so wie sie dasteht, zu prüfen, und nicht eher ist sie von Hahnemann zur Veröffentlichung mitgetheilt worden.*

Da indessen Vorstehendes dem **Dr. Griesselich** nicht bestimmt bekannt sein konnte, so soll dies nicht als Vorwurf für ihn gesagt sein, sondern nur in der Absicht, den unverdienten Fleck, welchen er auf den Beobachtungsgeist und die Wahr-

*Allgemeine homöopathische Zeitung 12(1838), Heft 23, S. 359-360.